

Das Profil Evangelischer Familienzentren



- *Leitsätze* ▪ *Herausforderungen*
- *Ansprüche* ▪ *Umsetzungen*



Impressum:

▪ Herausgeber:

Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche von Westfalen –
Landesverband der Inneren Mission e.V.
Friesenring 32/34 ▪ 48147 Münster
Homepage: www.diakonie-westfalen.de

Gestaltung: luxgrafik, Münster

Fotos: www.istockphoto.com

Druck: Druckerei Buschmann

Münster, April 2008



Inhalt

<i>Vorwort</i>	■	3
<i>Leitsätze für die Arbeit in evangelischen Familienzentren</i>	■	5
1. <i>Christliche Erziehung als Angebot in multikultureller Gesellschaft</i>	■	9
2. <i>Religiöse Bildung mit Kindern und Familien</i>	■	15
3. <i>Mitwirkung und Mitbestimmung von Eltern – Erziehungs- und Bildungspartnerschaften gestalten</i>	■	21
4. <i>Integration von Menschen mit Behinderungen</i>	■	27
5. <i>Benachteiligte Familien stärken</i>	■	33
6. <i>Kooperation von Fachkräften und Freiwilligen ermöglichen</i>	■	39
7. <i>Kooperation als gemeinsamen Veränderungsprozess verstehen</i>	■	43
8. <i>Familienzentren als Zukunftszentren evangelischer Gemeindegarbeit</i>	■	49
<i>Autorinnen und Autoren</i>	■	53

Liebe Leserin, lieber Leser!

Die nordrhein-westfälische Landesregierung verfolgt das Ziel, dass sich bis zum Jahr 2012 ein Drittel aller Kindertageseinrichtungen zu Familienzentren entwickeln. Trotz der von uns deutlich geäußerten Kritik an der Begrenzung der Anzahl, an den Inhalten und Verfahren der Gütesiegelvergabe sowie der finanziellen Ausstattung von Familienzentren halten wir die Zielsetzung der Landesregierung, ein neues komplexes Angebot mit niedrighschwelligem Zugang für Familien zu schaffen, für unterstützenswert. Wir sehen in der Entwicklung von Familienzentren eine wichtige Bereicherung der gesellschaftlichen Infrastruktur für Familien. Sie bündeln Leistungen der Jugendhilfe und ihrer Partner aus dem Sozial- und Gesundheitswesen für Familien mit Kindern „unter einem Dach“.

Den organisatorischen Kern der Familienzentren bilden in der Regel die von den örtlichen Jugendhilfeausschüssen ausgewählten Tageseinrichtungen für Kinder. Um sie herum bildet sich ein Unterstützungsnetzwerk aus Beratungsstellen, Tagespflege und Familienbildung sowie jeweils unterschiedlichen weiteren Leistungserbringern. Doch Familienzentren sind noch viel mehr als Dienstleistungszentren für Familien. Sie bemühen sich zugleich um ein neues und intensiveres Verhältnis zwischen Fachkräften und Familien. Sie geben Familien Räume, wollen zur Begegnung und Mitwirkung einladen. Für evangelische Träger ergeben sich neue Chancen der Zusammenarbeit und Vernetzung und für die Kirchengemeinden zusätzliche Betätigungsfelder mit jungen Familien.

Die ersten 1.000 Familienzentren in NRW haben mit der Weiterentwicklung ihrer Arbeit begonnen. Unter ihnen sind circa 150 evangelische Familienzentren im Bereich der westfälischen und lippischen Landeskirche. Diese Zahl wird sich in den nächsten Jahren noch wesentlich erhöhen. Auch diejenigen Tageseinrichtungen für Kinder, die nicht offiziell als Familienzentren ausgewählt und gefördert werden, orientieren sich in ihrer Arbeit an den neuen konzeptionellen und fachlichen Entwicklungen.

Seit dem Startschuss des Landesprogramms Familienzentren ist nun ungefähr ein Jahr vergangen. In dieser Zeit hat es neben fachlicher Qualifizierung und institutioneller Entwicklung in den Einrichtungen viel Unsicherheit über den richtigen Weg gegeben. Nunmehr sind die Kriterien des Landes an die Gütesiegelvergabe und die finanzielle Förderung deutlich geworden. Sie stellen die Einrichtungen, die mit den zur Verfügung stehenden Fördermitteln keineswegs adäquat ausgestattet

Wir sehen in der Entwicklung von Familienzentren eine wichtige Bereicherung der gesellschaftlichen Infrastruktur für Familien.

werden, teilweise vor erhebliche Anforderungen. Andererseits klafft bei den fachlich-konzeptionellen Vorgaben des Landes NRW eine große inhaltliche Lücke, da über die Grundorientierung der Arbeit, über fachliche und ethische Haltungen der Mitarbeitenden sowie die bedarfsorientierte Schwerpunktsetzung keine Aussagen gemacht werden.

Hier sind nun die Träger gefordert, diese Leerstellen mit eigenen fachlichen und ethischen Vorstellungen zu füllen und jeweils eigenständige Profile zu entwickeln. Zu dieser Entwicklung will die vorliegende Broschüre einen Beitrag nach innen (zur Vergewisserung für die Träger) und nach außen (für die interessierte Bevölkerung, die Vertreterinnen und Vertreter der Jugend- und Familienpolitik) leisten. Evangelische Familienzentren werden bunt und verschieden sein und je nach Bedarf, Ressourcen und eigenen Vorstellungen ihre Profile selbst herausbilden. Die nachfolgenden Texte wollen die Sicherung und Weiterentwicklung des evangelischen Profils unterstützen und zu Diskussion und Austausch in den Kirchengemeinden und Einrichtungen vor Ort anregen sowie Hilfen zur konzeptionellen Entwicklung evangelischer Familienzentren geben.

Evangelische Familienzentren werden bunt und verschieden sein und je nach Bedarf, Ressourcen und eigenen Vorstellungen ihre Profile selbst herausbilden.

Aufbau der Broschüre

Das Thema Familienzentren berührt die einzelnen Handlungsfelder der Jugendhilfe unterschiedlich. Daher wird das Interesse zu spezifischen Fragen und Themen auch verschieden sein. Allgemeine Leitsätze für die Arbeit in evangelischen Familienzentren sind in der Broschüre vorangestellt. Sie geben eine erste Orientierung und eignen sich auch als konkrete Diskussionsvorlage für den Austausch mit Fachkräften, Trägern und Eltern.

Der weitere Inhalt der Broschüre ist in acht Kapitel zu den einzelnen Leitsätzen gegliedert. Diese Beiträge sind gleich aufgebaut und beinhalten jeweils Abschnitte zu den themenspezifischen Herausforderungen, zum Anspruch an ein Familienzentrum in evangelischer Trägerschaft sowie zur Umsetzung in der Praxis.

Pastor Günther Barenhoff
(Vorstand)

Maria Loheide
(Geschäftsführerin des GB II:
Familie, Bildung, Arbeit)



*Leitsätze
für die Arbeit
in evangelischen
Familienzentren*

1. Christliche Erziehung als Angebot in multikultureller Gesellschaft

Religion eröffnet einen Zugang zur Welt, der es ermöglicht, Sinnzusammenhänge zu erfassen, das Ganze der Welt zu erschließen und Fragen nach dem Woher, Wohin und Wozu zu beantworten. Sie hilft vielen Menschen, einen Halt im Leben zu finden.

Offenheit und Gastfreundschaft im interreligiösen Zusammenleben sind Qualitätsmerkmale der evangelischen Familienzentren und tragen dazu bei, die Vielfalt der Kulturen und Religionen der Familien wahrzunehmen und anzuerkennen. Damit leisten sie einen unverzichtbaren Beitrag zum Miteinanderleben und zu mehr Chancengleichheit in unserer zunehmend multireligiös geprägten Gesellschaft.

2. Religiöse Bildung mit Kindern und Familien

Die Religionspädagogik spielt in evangelischen Kindertageseinrichtungen traditionell eine große Rolle. Viele Fachkräfte haben sich entsprechend fortgebildet und auch im engen Kontakt mit den Kirchengemeinden entstehen viele Angebote der religiösen Bildung. Dabei basieren die religionspädagogischen Angebote auf den Grundlagen moderner Bildungskonzepte. Das bedeutet, dass die spontanen Fragen der Kinder, ihre Lust auf Entdeckungen und ihre Versuche, die Welt zu verstehen, am Anfang der Bildungsprozesse stehen. Dabei können durch Geschichten, religiöse Feste und spezielle Angebote auch gezielte Anregungen zur Auseinandersetzung mit religiösen Fragen gegeben werden.

In Familienzentren besteht nun verstärkt die Herausforderung und die Chance, neben den Kindern auch die Familien als Ganze in diese Angebote einzubeziehen. Für viele Menschen bietet dies die Möglichkeit, der eigenen Religiosität wieder neu auf die Spur zu kommen und im Kontakt mit der Kirchengemeinde neue Wege zu entdecken.

3. Mitwirkung und Mitbestimmung von Eltern – Erziehungs- und Bildungspartnerschaften gestalten

Evangelische Familienzentren verfolgen einen familienorientierten Ansatz mit systemischer Sichtweise, verbunden mit Offenheit, Kooperation und Transparenz, um Familien zu stärken und zu unterstützen und damit ihre eigenen Kräfte zu mobilisieren.

Evangelische Familienzentren beziehen auch die erweiterte Familie sowie elterliche und kindliche Netzwerke ein. Sie bieten Eltern Raum für Begegnungen, für Gedanken- und Erfahrungsaustausch sowie Kommunikation. Sie bieten vielfältige Möglichkeiten für Mitwirkung und Selbstorganisation. An die Stelle der „Elternarbeit“ tritt das Verständnis gemeinsamer Erziehungsarbeit mit dem Ziel der Erziehungspartnerschaft.

Die religionspädagogischen Angebote basieren auf den Grundlagen moderner Bildungskonzepte.

4. Integration von Menschen mit Behinderungen

Evangelische Familienzentren sind offen für alle Menschen mit und ohne Behinderungen und berücksichtigen diesen Aspekt der Integration in allen ihren Angeboten und Aktionen sowie bei der Auswahl ihrer Kooperationspartner.

5. Benachteiligte Familien stärken

Der gesellschaftliche Strukturwandel der letzten Jahrzehnte führt zu neuen beziehungsweise veränderten Herausforderungen für Familien. Besondere Probleme ergeben sich durch die zunehmende Auflösung familiärer Netzwerke, durch Armut, Erwerbslosigkeit und soziale Isolation.

Evangelische Familienzentren bieten sensibel für die individuellen Voraussetzungen der jeweiligen Familien im Sozialraum niedrigschwellige Angebote und Möglichkeiten der Beratung, Begleitung und Beteiligung, insbesondere auch mit Blick auf schwer erreichbare Familien.

6. Kooperation von Fachkräften und Freiwilligen ermöglichen

Ein lebendiges Familienzentrum führt vielfältige Systeme zusammen. Dazu gehört auch freiwilliges Engagement, das die Arbeit der Fachkräfte ressourcenorientiert und sinnvoll ergänzt.

Die gemeinsame Arbeit von Fachkräften und Freiwilligen ist geprägt von Offenheit und Anerkennung gegenüber Talenten und Erfahrungen der Freiwilligen und der Bereitschaft und dem Interesse, gemeinsam zu lernen sowie interdisziplinär zusammenzuarbeiten.

7. Kooperation als gemeinsamen Veränderungsprozess verstehen

Evangelische Familienzentren kooperieren mit möglichst allen familienrelevanten Diensten und Institutionen innerhalb der Kirchengemeinde und des Sozialraums, um ein enges soziales Netzwerk für Eltern und Kinder zu schaffen und damit die Entwicklungsbedingungen von Kindern zu unterstützen und zu verbessern.

Unter Berücksichtigung der unterschiedlichen fachlichen Kulturen und handlungsfeldbezogenen Traditionen verstehen sich die Kooperationspartner als Ganzes und sind in ihrer Vernetzung erheblich stärker als die Summe vieler Einzelner.

8. Familienzentren als Zukunftszentren evangelischer Gemeindearbeit

Evangelische Kirchengemeinden halten bereits ein differenziertes, wohnortnahes Angebot für Menschen in der Gemeinde und im Stadtteil vor. In der engen Vernetzung und bedarfsorientierten Weiterent-

wicklung der verschiedenen Angebote zu einem evangelischen Familienzentrum liegt die Chance, Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen und Lebensphasen frühzeitig zu erreichen und ihnen in einem umfassenden System Begleitung und Unterstützung sowie Halt und Gemeinschaft anbieten zu können.

In den Familienzentren kommen die unterschiedlichsten Menschen zusammen. Für die evangelische Gemeindegemeinschaft können die Familienzentren deshalb als Zukunftszentren der Begegnung und des Miteinanders eine besondere Rolle spielen. Evangelische Familienzentren wollen die Menschen stärken, die zu ihnen kommen. Sie sind dazu bereit, Menschen bei der Sinn- und Perspektivsuche zu begleiten und zu unterstützen.

▪ Handlungsleitende Prinzipien

Für die Arbeit in evangelischen Familienzentren sind folgende Aspekte grundlegend:

- *Evangelische Familienzentren sind christlich verankert und entwickeln ihre Arbeit auf dem Hintergrund eines evangelischen Profils.*
- *Evangelische Familienzentren orientieren sich an den tatsächlichen Bedürfnissen und Interessen von Kindern und ihren Familien.*
- *Sie entwickeln eine annehmende, partizipative Einrichtungskultur.*
- *Die Mitarbeitenden denken und handeln kulturell sensibel, interkulturell offen und interreligiös.*
- *Evangelische Familienzentren entwickeln Angebote, die Familien möglichst früh erreichen.*
- *Sie arbeiten ganzheitlich mit systemischer Sichtweise.*
- *Die Mitarbeitenden begegnen allen Familien wertschätzend und orientieren sich an deren Ressourcen.*
- *Sie unterstützen Mütter und Väter, Frauen und Männer in ihren Elternrollen und bei der Entwicklung neuer, egalitärer Geschlechterrollen.*
- *Die Integration von Menschen mit Behinderungen gehört zum Selbstverständnis des evangelischen Familienzentrums.*
- *Die Angebote der evangelischen Familienzentren umfassen mindestens zwei, häufig sogar mehrere Generationen.*
- *Sie beziehen alle Familien im Sozialraum ein und vermeiden Stigmatisierung und Ausgrenzung.*
- *Evangelische Familienzentren sind engmaschig mit den Partnern im Sozialraum vernetzt. Diese Zusammenarbeit bezieht offensiv und partnerschaftlich auch andere Trägergruppen ein.*



Christliche Erziehung als Angebot in multikultureller Gesellschaft

„Woher kommst du?“ – „Aus Essen.“

Nein, ich meine, ursprünglich? – „Ich bin in Essen geboren.“

„Aber deine Eltern?“ – Meine Mutter kommt auch aus Essen.“

„Aber dein Vater?“ – Mein Vater ist Italiener.“

„Aha ...“ – ...

Santina Battaglia

▪ *Die Herausforderung*

Seit vielen Jahren wandern Menschen aus anderen Ländern nach Deutschland. Viele wandern (nicht selten gezwungenermaßen) nach einer Weile wieder aus und wieder andere pendeln zwischen unterschiedlichen Nationen und Kulturen hin und her. Migration wird immer „normaler“, insbesondere dann, wenn man die berufsbedingten Wanderungsbewegungen hinzunimmt, die in einer globalisierten Welt immer mehr Menschen in Regionen umziehen lassen, in denen sie sich berufliche Perspektiven versprechen.

Viele Arbeitsmigrantinnen und -migranten sowie ihre Angehörigen aus südeuropäischen Ländern leben nun bereits in zweiter und dritter Generation in Deutschland und ihr Anteil an der Bevölkerung nimmt weiter zu. Hinzu kommt insbesondere eine größere Anzahl von Zuwanderern aus osteuropäischen Ländern. In manchen Großstädten und Ballungsräumen verfügen heute bereits bis zu 50 Prozent der Kinder über eine Zuwanderungsgeschichte. Dabei erweisen sich diese Geschichten auch langfristig als erstaunlich bedeutsam. Kulturelle Unterschiede zwischen Kindern einheimischer und zugewandeter Familien fallen auch in der zweiten und dritten Generation der Migrantinnen und Migranten teilweise ebenso erheblich auf, wie auch Defizite in der Beherrschung der deutschen Sprache, insbesondere der Schriftsprache. Insofern werden die Herausforderungen der Integration der Zugewanderten auch in der zweiten und dritten Generation ohne zusätzliche Anstrengungen nicht geringer.

Die rechtliche Einbürgerung löst die Integrationsprobleme vieler Familien nicht. Trotz deutscher Pässe und langer Familiengeschichte in Deutschland bleiben viele Menschen mit Zuwanderungsgeschichte im eigenen Erleben und in der Zuschreibung der einheimischen Bevölkerung „Ausländer“, deren kulturelle, sprachliche und religiöse Schätze wie auch ihre Lebensschicksale die aufnehmende Gesellschaft und auch die Kirchen nur bedingt interessieren.

Familien mit Migrationshintergrund bilden keine homogene Gruppe. Sie unterscheiden sich beträchtlich in ihrem Alltag, ihren Ressourcen, ihren Geschlechter- und Generationenbeziehungen voneinander. Gemeinsam ist einem Teil der Familien, dass ihnen viele Einrichtungen des deutschen Bildungs-, Erziehungs-, Sozial- und Gesundheitssystems fremd geblieben sind, auch wenn ihre Kinder durchaus deutsche Schulen und kirchliche Kindertageseinrichtungen besuchen. Die interkulturelle Öffnung dieser Einrichtungen bleibt eine zentrale familienpolitische Aufgabe. Stärker als bisher müssen auch evangelische Familienzentren die Familien als Ganzes erreichen, mit interkulturellen Organisationen zusammenarbeiten und am interreligiösen Dialog interessiert sein, um eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Dies erfordert eine intensive Auseinandersetzung mit den

*Evangelische
Familienzentren
wollen zugewanderte
Familien nicht ein-
fach assimilieren.*

Zugangsbarrieren sowie interkulturelle Sensibilität und Kompetenz, die in der Ausbildung pädagogischer Fachkräfte in Deutschland nach wie vor eine zu geringe Rolle spielen.

Evangelische Familienzentren wollen zugewanderte Familien, zumal wenn sie nicht-christlichen Religionsgemeinschaften angehören, nicht einfach assimilieren. Sie legen Wert auf die Anerkennung der kulturellen und religiösen Wurzeln. Dabei ist es allerdings schwierig, im Verhältnis zwischen Mehrheits- und Minderheitenangehörigen eine Balance zu finden, die die Unterschiede nicht leugnet, sie aber auch nicht überbewertet und ständig auf ihnen beharrt. Auf dieses Dilemma weist die amerikanische Schriftstellerin Pat Parker hin: „Wenn du mit mir sprichst, vergiss, dass ich eine Schwarze bin. Und vergiss nie, dass ich eine Schwarze bin.“

Insofern besteht die Notwendigkeit, nicht nur die Vielfalt anzuerkennen und entsprechende „Diversity“-Strategien zu entwickeln, mit denen die Gleichstellung der Zugewanderten unter Berücksichtigung ihrer Unterschiedlichkeit erreicht werden soll. Immer wieder kommt es darauf an, auch die verallgemeinernden Unterscheidungen zwischen Inländern und Ausländern, evangelischen und nicht evangelischen, christlichen und nicht-christlichen Familien zu hinterfragen. Wir sollten nicht vorschnell gut gemeinte Programme und Konzepte zur Integration oder zur kulturellen und religiösen Vielfalt entwickeln, sondern die Menschen als Subjekte selbst zu Wort kommen lassen.

Viele Mitarbeitende und Träger evangelischer Familienzentren berichten, dass gerade muslimische Familien evangelische Einrichtungen für ihre Kinder gegenüber nichtkonfessionellen Tageseinrichtungen bevorzugen. Dies wird damit begründet, dass evangelische Einrichtungen auf einem stabilen Wertefundament aufbauen und somit eine wichtige Grundlage für die moralische und religiöse Entwicklung der Kinder gelegt werde. Um

für die Kinder diese Werte tatsächlich auch erfahrbar und „lebbar“ zu vermitteln, muss über die Arbeit der Fachkräfte mit den Kindern hinaus eine dahingehende Verknüpfung mit der familiären Lebenswelt der Kinder erfolgen. Dabei kommt es darauf an, die Wertesuche und Wertevielfalt der Eltern (nicht nur derjenigen mit Migrationshintergründen!) als Chance für gemeinsame Entwicklungen von Eltern, Fachkräften und Kindern zu begreifen. Gerade für Familienzentren stellt sich die Herausforderung, neue Wege der Werteerziehung in interkulturellen Kontexten zu finden, bei denen die Familien einbezogen werden. Gerade die kulturelle und religiöse Wertevielfalt kann die Suche nach den eigenen Wurzeln der Moral und der Spiritualität anregen und beflügeln.

■ Was ist „Diversity“?

Menschen sind einzigartig und verschieden. Diversity bedeutet Vielfalt im Sinne sozialer und kultureller Unterschiedlichkeit von Menschen. Die gesellschaftliche Vielfalt spiegelt sich in Unternehmen, Organisationen und öffentlichen Verwaltungen in einer deutlich zunehmenden personalen Vielfalt mit Menschen unterschiedlicher Lebensstile und Arbeitsformen wider.

Diversity ist ein Konzept gezielter Förderung und Gestaltung von Vielfalt und bezieht sich auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Menschen in organisationalen Strukturen. Es umfasst die Gesamtheit aller Maßnahmen eines positiven und produktiven Umgangs mit Unterschiedlichkeiten. Vielfalt wird bewusst anerkannt und individuell gewertschätzt.

Eine besondere Herausforderung in der partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit nicht-christlichen Familien bleibt der Umgang mit dem universalen Wahrheits- und Geltungsanspruch der verschiedenen Religionen. Dies betrifft besonders Christentum und Islam und macht eine vorsichtige

und dialogische interreligiöse Begegnungs- und Erziehungspraxis notwendig. Interreligiöse Feiern und Rituale erweisen sich dabei als schwieriger als interkulturelle Kooperationen außerhalb des religiösen und kirchlichen Bereichs. Während fremde kulturelle Praktiken (Mode, Ernährung, Musik ...) eher als Bereicherung des eigenen Lebens betrachtet werden, widerspricht es im Verständnis vieler Menschen dem Wesen der Religion, Inhalte anderer Religionen mit der eigenen Glaubenspraxis zu verbinden.

■ *Der Anspruch*

Die interkulturelle und interreligiöse Öffnung sollte zum Normalfall evangelischer Familienzentren werden. In vielen evangelischen Kirchengemeinden ist die spirituelle und kulturelle Begegnung bereits eine etablierte Praxis, an die in den Familienzentren angeknüpft werden kann. In anderen Gemeinden, die bisher noch wenig Erfahrungen in der interreligiösen Zusammenarbeit gemacht haben, kann das Familienzentrum erste gemeinsame Erfahrungen ermöglichen.

■ Fortbildungen zur „Interkulturellen Kompetenz“

Das Evangelische Erwachsenenbildungswerk Westfalen und Lippe sowie die Evangelische Fachhochschule in Bochum bieten regelmäßige Fortbildungen und Zertifikatskurse zum Erwerb interkultureller Kompetenzen an. Sie richten sich speziell an Fachkräfte in sozialen und pädagogischen Einrichtungen. Angesichts der unumkehrbaren Realität der Zuwanderung (circa 40 Prozent der Kinder in NRW haben einen Zuwanderungshintergrund) bilden solche Kurse zunehmend eine pädagogische Schlüsselqualifikation.

Kontaktadresse:
izachara-ki@dw-rheinland.de

Im Unterschied zu anderen Trägern stehen christliche Einrichtungen auf einem eigenen expliziten Wertefundament, das offensichtlich Familien mit anderer Religionszugehörigkeit eher anzieht als abschreckt. Auf dieser Basis können interkulturelle und interreligiöse Dialoge geführt und in der

Praxis Begegnungen ermöglicht werden. Um dies mit ernsthaftem Bemühen um Offenheit zu verbinden, können viele Faktoren hilfreich sein, zum Beispiel:

- der Besuch moderner religionspädagogischer Fort- und Weiterbildungen, bei denen eine Auseinandersetzung und Vergewisserung mit der eigenen christlichen Religion ebenso zum Programm gehört, wie auch die Beschäftigung mit anderen Religionen
- die besondere Würdigung der Herkunftskulturen, der Muttersprachen und der Religionen durch eine ausgeprägte Praxis der Mehrsprachigkeit, durch interkulturelle und interreligiöse Feste und Veranstaltungen
- die Kooperation mit Migrantenorganisationen und nichtchristlichen Kirchen, damit Dialoge auf Augenhöhe möglich sind
- die Einstellung von Mitarbeitenden, die anderen Religionsgemeinschaften angehören oder über eine eigene Zuwanderungsgeschichte verfügen, auch wenn es diesbezüglich noch immer bürokratische Hürden gibt.

Die Bereitschaft zu interkulturellem und interreligiösem Lernen ist dauerhaft eine Voraussetzung für die Arbeit evangelischer Familienzentren in der Migrationsgesellschaft. Frieder Harz formuliert präzise diese Erwartung: „Es gilt von den Vorstellungen Abschied zu nehmen, eine einheitliche kulturelle Tradition in unserem Land sei das Erstrebenswerte und andere Traditionen seien eher störend. Man müsse sie wohl dulden, aber sie sollten doch besser im Hintergrund bleiben. Dem entgegen gilt es wahrzunehmen und zu akzeptieren, dass Deutschland zu einem multikulturellen Land und die multireligiöse Situation zum Normalfall geworden sind. (...) Daraus ergibt sich die religionspädagogische Aufgabe, mit religiöser Vielfalt nicht als etwas Ungewöhnlichem, sondern als etwas Normalem, Alltäglichem umgehen zu lernen, d.h. ganz bewusst angesichts solcher Vielfalt den eigenen Glauben zu praktizieren.“ Dieser eigene Glaube könnte sich zum Beispiel in gemeinsamen interreligiösen Feiern zeigen, bei denen die Angehörigen verschiedener Religionen zwar in Gemeinschaft beten, aber jeweils zu ihrem eigenen Gott in eigenen Gesängen und Gebeten.

Insofern zeigt sich der Anspruch evangelischer Familienzentrumsarbeit in der Bereitschaft zu interreligiöser und interkultureller Begegnung. Die besonderen Chancen, sich des eigenen Glaubens und der eigenen Religion (wieder) bewusster zu werden, sollten in den Vordergrund gestellt werden. Die eigene religiöse und kulturelle Beheimatung muss nicht im Widerspruch zum Gelten lassen des Anderen gesehen werden, sondern kann durch die Begegnung mit dem religiös und kulturell Fremden weiter intensiviert werden.

Die Erweiterung interkultureller Kompetenz der Fachkräfte und des Trägers beginnt mit der Öffnung des Blickes auf die „Anderen“, ihre Kräfte und Fähigkeiten, ihre Fragen und Sorgen. An die Stelle des „Sprechens über“ tritt das „Sprechen mit“ den Familien mit Zuwanderungsgeschichte. Darauf bauen dann

die so genannten Diversity- beziehungsweise Antidiskriminierungsstrategien auf, die versuchen, Ungleichbehandlungen von Familien mit Zuwanderungsgeschichten gegenüber deutschen Familien durch Gleichstellungsprozesse zu ersetzen. Diversity bedeutet, dabei zu berücksichtigen, dass Kultur, Nationalität und Religionszugehörigkeit keine allgemeinen Persönlichkeitsmerkmale sind, sondern im Lebensalltag von Familien in der Regel in individueller, vielfältig gebrochener Weise anzutreffen sind.

▪ *Die Umsetzung*

Die Diskriminierung von Familien aus unterschiedlichen kulturellen und religiösen Kontexten kann nicht durch den Verzicht auf das Praktizieren und die Vermittlung der eigenen kulturellen und religiösen Werte und Normen verhindert werden. Insofern ist das evangelische Familienzentrum selbstverständlich eine von der demokratischen Kultur und der christlichen Religion geprägte Einrichtung der Erziehung und Bildung, die sich allerdings für andere Einflüsse öffnen muss, um glaubwürdig zu bleiben und eine hilfreiche Rolle in der Erziehung von Kindern und der Unterstützung von Familien spielen zu können.

Die eigenen Werte zu leben und die eigene Religion zu praktizieren, schafft besondere Gelegenheiten der Begegnung mit anderen kulturellen und religiösen Orientierungen. Insofern widersprechen sich das eigene Fundament evangelischer Einrichtungen und die Freiheit der Besucherinnen und Besucher, an Angeboten teilzunehmen oder nicht, und ggf. eigene Werte und Praktiken aktiv einzubringen, nicht. Es muss allerdings darauf geachtet werden, dass die Entscheidung zur Teilnahme oder Nichtteilnahme nicht mit Abwertungen und Beschämungen verbunden ist.

Die Teilnahme an religiösen Feiern und Veranstaltungen muss die Möglichkeit zur Distanz und zur Abweichung (zum Beispiel eigenem

Gebet) enthalten. Darüber hinaus sollte man das Gemeinsame aller Religionen in den Mittelpunkt gemeinsamer Aktivitäten stellen. Ebenfalls wichtig ist die Unterstützung von selbst organisierten Aktivitäten zugewanderter Familien in Familienzentren, die Kooperation mit anderen Glaubensgemeinschaften und das eigene „Zu Gast sein“, zum Beispiel in muslimisch geprägten Einrichtungen und Gottesdiensten.

Die religionspädagogische Arbeit mit Kindern spielt in evangelischen Kindertageseinrichtungen und Familienzentren schon lange eine bedeutende Rolle. Viele Fachkräfte haben sich durch Fort- und Weiterbildungen entsprechend qualifiziert und die Einrichtungen haben für die religiöse Sozialisation der Kinder eine hohe Bedeutung. In der Weiterentwicklung der Kindertageseinrichtungen zu Familienzentren wird es nun darauf ankommen, die eigenen kulturellen Praxen und die religiösen Angebote noch einmal selbstkritisch zu reflektieren, um Diskriminierungen zu vermeiden und sie in Bezug auf die stärkere Einbindung von Eltern und weiteren Familienangehörigen weiterzuentwickeln. Dies ist auch eine konzeptionelle Herausforderung für die evangelischen Weiterbildungsanbieter.

■ Innovationspreis für interkulturelle Arbeit

Das evangelische Familienzentrum „Das rote Haus“ in Schwerte hat im Juni 2007 für seine hervorragende interkulturelle Arbeit einen Innovationspreis des Landes NRW erhalten. Von der Jury wurde besonders der interkulturelle Dialog über die Bedeutung der Kirche, die Bildungsarbeit mit zugewanderten Frauen und Männern und die Zusammenarbeit mit dem türkischen Elternbund gelobt.

Kontaktadresse: Ev. Kindertagesstätte „Das rote Haus“, Jägerstraße 5, 58239 Schwerte.

Der Erwerb interkultureller Kompetenz wird zu einer zunehmend bedeutsamen Anforderung an die Aus- und Fortbildung pädagogischer Fachkräfte. Neben dem Wissen über die Erfahrungen und Lebensumstände von Migrantinnen und Migranten müssen Fachkräfte die rechtlichen, politischen und sozialen Rahmenbedingungen kennen lernen. Ursachen und Erscheinungsformen von Vorurteilen und Rassismus sollten ebenso bekannt sein, wie das Wissen über Organisationen, die mit und für Zugewanderte arbeiten. Neben diesen kognitiven Kompetenzen sind für eine partnerschaftliche Erziehungs- und Bildungsarbeit weitere Handlungskompetenzen wie zum Beispiel Neugier und Offenheit, Empathie und Dialogfähigkeit erforderlich, die teilweise nur in intensiven reflexiven Prozessen erworben werden können.

Ernsthafte Bemühungen um interkulturelle und interreligiöse Erziehungs- und Bildungsarbeit drücken sich zudem in aktiven Kooperationen mit speziellen Fachdiensten aus. Neben den Regionalen Anlaufstellen (RAAs) sind hier besonders die Migrationsfachdienste der Diakonie und anderer Verbände sowie christlich-islamische Dialogkreise zu nennen, deren Mittlerrolle in der Arbeit evangelischer Familienzentren eine wichtige Funktion haben kann.



Religiöse Bildung in Familienzentren

Wenn eure Kinder euch fragen nach dem Woher und Wohin,
erzählt ihnen vom Leben und woher es kommt,
und teilt mit ihnen eure Hoffnungen, wohin es gehen soll.

Erzählt ihnen von dem Gott, der sagt: ICH WERDE MIT DIR SEIN;
der uns befreit aus Abhängigkeit und Unmündigkeit, der die Kleinen wertschätzt und die Gro-
ßen beim Wort nimmt, der Zeit und Raum schenkt, das Leben gemeinsam zu gestalten.

Und wenn ihr fragt: „Woher sollen wir wissen?“, dann lest nach, was euch überliefert ist im
Buch der Bücher. In Buchstaben gesetzt, in Worte gefasst und in Seiten gebunden wartet die
Freiheit des Geistes Gottes auf eure Entdeckung.

Freut euch über das Feuer der Neugier, gebt den Flammen Nahrung und enthaltet ihnen
nicht vor, was ihr gelesen und gehört, von dem ihr ergriffen seid, solange eure Kinder euch
fragen.

Ulrich Walter

▪ Die Herausforderung

Die Anregung und Begleitung religiöser Bildungsprozesse von Kindern und ihren Familien stellt in der modernen pluralistischen Gesellschaft eine besondere Herausforderung dar. Auch in evangelischen Familienzentren kann nicht mehr davon ausgegangen werden, dass Familien ihre Kinder zu Hause in die Welt der Religion einführen. Nicht nur die Distanz der Menschen zu den verfassten Kirchen, zu den Gottesdiensten, zu den kirchlichen Positionen und Verlautbarungen ist mittlerweile eine offenkundige Tatsache, sondern auch die damit verbundene Unsicherheit und die fehlende Glaubenspraxis. Andererseits ist durchaus ein großes Interesse an Religion, Sinnfragen und Spiritualität festzustellen. Für junge Familien ist die Geburt und das Leben ihrer kleinen Kinder eine große Chance, sich den Fragen und Antworten der Religion wieder neu zu stellen.

▪ Elternbriefe zur religiösen Erziehung

Die evangelische Aktionsgemeinschaft für Familienfragen (eaf) in Bayern gibt per E-Mail Elternbriefe zur religiösen Erziehung heraus. Diese können Eltern selbst abonnieren oder das Familienzentrum kann dies tun und die Briefe als Grundlage für Gesprächsangebote mit Familien nutzen. Beispielbriefe und Anmeldung über die Homepage:

www.vertrauen-von-anfang-an.de

Kinder brauchen Anerkennung, Geborgenheit und Vertrauen. Sie sind auf Orientierung angewiesen. Sie möchten sich in der Welt zurechtfinden und suchen einen verlässlichen Platz für sich selbst und für ihre Familie, aber auch für die Tiere, die Pflanzen und die anderen Dinge der Schöpfung. Kinder brauchen Wertschätzung, Zuwendung und die Gewissheit: Ich bin angenommen und ernst genommen. Sie brauchen Raum und Zeit zum Kindsein, für ihr zweckfreies Spiel, die Erprobung ihrer Sinne und die Entfaltung ihrer Phantasie.

Kinder wollen in ihren Fragen nach dem Woher und Wohin ermutigt werden und suchen nach verlässlicher und authentischer Begleitung. In ihrer Familie und im Familienzentrum suchen sie nach Erwachsenen, die sich ihrer mit Liebe annehmen und sie in ihrem Fragen nach Gott und der Welt begleiten.

Kinder brauchen ein Zuhause, wo sie einen Platz in der Gemeinschaft finden, kulturelle Identität ausbilden und geistlich wachsen können. Dabei helfen ihnen Regeln und Rituale, die ihrer Zeit und ihrem Lebensraum Struktur geben und ihnen Anknüpfungspunkte für ihr Fragen und Wachsen eröffnen.

Kinder brauchen Rituale und Geschichten, in denen sie die Zusage Gottes erfahren und hören: Gut, dass du da bist, mein Kind, du bist wichtig an deinem Platz!

Kinder wollen ihre Umwelt entdecken und begreifen. Sie staunen über die Geheimnisse des Lebens. Manches weckt in ihnen auch Angst und Gefühle der Ohnmacht.

Kinder brauchen in ihrem Nahumfeld vertraute Bezugspersonen, von denen sie Glaubenshaltungen lernen können.

Viele Eltern sind hier verunsichert und suchen nach einer angemessenen Haltung des Zuhörens und miteinander Antworten Findens. In der Unterstützung der religiösen Bildung stehen Familienzentren vor der Herausforderung,

einerseits die Selbstwerdung des einzelnen Kindes zu unterstützen, sein Subjektsein anzuerkennen, und auf der anderen Seite die Eltern mitzunehmen auf diesem Weg. Eine solchermaßen gelingende religionspädagogische Arbeit im Alltag des Familienzentrums bedarf daher einer guten Qualifikation der Fachkräfte, deren Kompetenzen von den Trägern unterstützt werden müssen.

Es stellt sich die Frage, wie religiöse Bildung im Alltag des Familienzentrums implizit unterstützt und explizit zum Ausdruck kommen kann. Kann das Familienzentrum also ein neuer Lernraum für religiöse Erfahrungen und Bildungsprozesse sein? Und – wie können im Familienzentrum auch ältere Geschwister und erwachsene Angehörige erreicht werden?

▪ *Der Anspruch*

Davon ausgehend, dass ihr natürliches Begreifen und Entdecken der Welt religiöse Fragestellungen beinhaltet, werden die Kinder als Subjekte ihres religiösen Entdeckens der Welt ernst genommen. Dazu gehören insbesondere Fragen nach dem Sinn des Lebens und der Welt. Eine Aussparung der religiösen Fragen nimmt den Kindern eine wichtige Voraussetzung für Geborgenheit und Sicherheit als Grunddimensionen zur Entdeckung ihrer Welt. Hier spüren Eltern eine große Verantwortung, aber sie sind auch verunsichert und suchen nach Begleitung.

Evangelische Familienzentren nehmen diesen Bedarf auf und bieten vielfältige Möglichkeiten und Angebote sowohl für die Erwachsenen als auch für die Kinder, sich mit religiösen Fragen auseinanderzusetzen. Dazu gehören zum Beispiel das Kennenlernen und Erleben von Ritualen, das Feiern religiöser Feste, das Hören und die Auseinandersetzung mit religiösen Geschichten.

Das evangelische Familienzentrum ist ein Ort, an dem die Familien miteinander Erfahrungen

machen können. Eltern und Kinder können hier eigene und manchmal neue Zugänge zu einer Spiritualität finden, die auch zu Hause angemessen gelebt werden kann, so dass für alle spürbar wird: Ich bin Gottes geliebtes Kind, ich stehe unter seinem Segen.

Die Erzieherinnen und Erzieher in den Gruppen der Kindertageseinrichtungen sind die zentralen Beziehungspersonen für die religiöse Bildung. Sie stehen für die Glaubwürdigkeit ein und benötigen darum ein

▪ **Dortmunder Modellprojekt: Religiöse Erziehung in Familienzentren**

Die Evangelische Familienbildungsstätte in Dortmund hat bereits während der Pilotphase der Familienzentren in NRW in den Jahren 2006/2007 ein eigenständiges Modellprojekt zur Unterstützung der evangelischen Familienzentren in Dortmund durchgeführt. Dabei spielte die religiöse Erziehung eine besondere Rolle. In Kooperation mit dem Pädagogischen Institut in Villigst wurden Fragen des christlichen Glaubens, der Vermittlung biblischer Inhalte und des Miteinanders verschiedener Religionen vor dem Hintergrund der stärkeren Familienorientierung in Familienzentren bearbeitet. Eine Dokumentation des Projektes ist über die Evangelische Familienbildungsstätte erhältlich.

Kontaktadresse: www.familienbildung-do.de

Die pädagogischen Fachkräfte verfügen über eine moderne religionspädagogische Methodenkompetenz, die ein angemessenes Reagieren ermöglicht.

angemessenes Wissen und Können. Durch ihr gelebtes dauerhaftes Vertrauen und ihre tägliche Zuwendung zum Kind entstehen die nötige Bindung und Geborgenheit, die die Basis religiöser Bildungsprozesse darstellen. Ihre fachlichen Kompetenzen zeigen sich darin, dass sie in der Lage sind, zum einen die Fragen der Kinder aufzunehmen, die Fragehaltung der Kinder wachzuhalten und die religiösen Dimensionen in den Fragen der Kinder wahrzunehmen. Darüber hinaus versuchen sie aber auch, bei den Kindern eigene Fragen zu erzeugen, indem sie gezielt religiöse Inhalte in die Arbeit einbringen, zum Beispiel durch Geschichten oder die Auseinandersetzung mit Bildern. Der fachliche Anspruch besteht darin, didaktische Wege des Entdeckens, Aufspürens und Weiterführens religiöser Fragen zu finden und auch zu beschreiten. Gefragt ist eine orientierende Begleitung, die auch eigene Standpunkte offen einbringt.

Die pädagogischen Fachkräfte nehmen die Fragen der Kinder auf, setzen jedoch auch selbst Impulse, um Fragen zu provozieren. Sie verfügen über eine moderne religionspädagogische Methodenkompetenz, die ein angemessenes Reagieren ermöglicht. Sie nehmen handlungsorientiert die im Alltag der Kinder vorkommenden Symbole, Rituale, Bräuche und Texte des christlichen Glaubens auf. Hinzu kommt im Sinne einer religiösen Kompetenz die Offenheit für das Leben einer authentischen eigenen Spiritualität, denn ohne eine persönliche Auseinandersetzung mit Fragen des Glaubens und eine Akzeptanz seiner Inhalte ist religiöse Bildungsarbeit mit Kindern und Familien auf Dauer nicht möglich.

▪ *Die Umsetzung*

Eine Erziehung zur Selbstbestimmung schließt ein Wissen um die Grundlagen der Religion ein. Die Begegnung mit der Religion kann einerseits an den großen christlichen Festen ansetzen, die für Kinder in engster Nähe zu den Jahreszeiten (Ostern und Weihnachten) erlebt werden. Kinder interessieren sich für die biblischen Geschichten und fragen nach den Hintergründen dieser aufregenden festlichen Zeiten. Ebenso bieten die kirchlichen Initiationsfeste wie die Taufe und die Konfirmation besondere Chancen für die Begegnung von Familie und Kirche, die als Anknüpfungspunkte für religiöse Bildungsprozesse und eine neue religiöse Alltagspraxis dienen können.

Andererseits bietet der Alltag im Leben mit Kindern vielfältige Zugänge zu religiösen Fragen und zur Suche nach entsprechenden Antworten. Die alltäglichen Gefühle und Sinneseindrücke führen immer wieder zu Fragen, die nur durch den Einbezug religiöser Aspekte umfassend beantwortet werden können. Kinder erleben zudem Krisen und Dinge, die sie nicht verstehen können. Sie fragen, warum Menschen und Tiere sterben müssen und sie interessieren sich für Gerechtigkeit und Un-

gerechtigkeit in der Welt. Solche alltäglichen Fragen von Kindern können von Erwachsenen nur situativ gelingend aufgenommen werden. In ihnen stecken einzigartige Bildungsgelegenheiten, die allerdings gekonnt aufgegriffen werden müssen. Sie erfordern eine entsprechende religiöse Haltung und reflexive Kompetenzen.

Religiöse Bildung findet im evangelischen Familienzentrum als subjektorientierter Prozess statt. Dabei werden sowohl die Kinder als auch die Erwachsenen einbezogen. Folgende Grundthemen werden im Alltag des Familienzentrums so gestaltet, dass sie interessierten Eltern für das Hineinnehmen in den eigenen Familienalltag offenstehen:

1. Religiöse Bildung als Querschnittsdimension im Alltag der Einrichtung

- An den Kindern orientierte Themen: Gut; dass du da bist! Wir lernen uns kennen und aufeinander achten
- Bei Gott sind wir gut aufgehoben / Taufe erinnern
- Warum soll ich gerecht handeln? Die Frage nach dem Grund ethischen Handelns
- Mit Kindern dem Tod begegnen
- Theologisieren mit Kindern / Raum für die Fragen der Kinder

■ Praxistipp zur religionspädagogischen Arbeit

Praktische Vorschläge zu den Inhalten eines Curriculums, das den Fragen der Kinder nachgeht, in Ritualen, Feiern und Geschichten Erfahrungsräume eröffnet und am Ablauf des Jahres in der Einrichtung orientiert ist, finden sich in: Ulrich Walter; Religion im Alltag der Evangelischen Kindertageseinrichtung. Impulse und Ideen für die Praxis, Neukirchen-Vluyn 2007.

Dieses Curriculum war auch die Grundlage der Fortbildungsreihe zur religiösen Bildung im Rahmen des Modellprojektes zur Unterstützung evangelischer Familienzentren in Dortmund.

Insbesondere eine in allen Einrichtungen zusammen mit den für die religiöse Erziehung verantwortlichen Trägervertretern durchgeführte Implementation der Fortbildungsinhalte ergab eine nachhaltige Einbeziehung der Aspekte religiöser Bildung in den Alltag des Familienzentrums bei gleichzeitiger Vernetzung mit den Angeboten für die Familien im Gesamtkontext der Kirchengemeinden.

2. Am Alltag des Familienzentrums orientiert:

Was habt ihr da für einen Brauch? Feiern und Erzählen im Tages- und Wochenrhythmus; das Erleben der Feste des Kirchenjahres von Advent bis Erntedank

3. Biblische Geschichten als Mutmachgeschichten erzählen/ Exemplarische Geschichte aus der Bibel

- ▮ Auf Gott ist Verlass. Geschichten vom „Ich bin für euch da“
- ▮ Wer ist denn dieser Jesus? Gottes gute Nachricht weitererzählen

4. Die Frage nach der Religion der Anderen

Zugänge zu interreligiösen Fragen im Zusammenleben der Familien vor Ort.

5. Angebote für Eltern, in denen die Persönlichkeitsbildung wichtiger ist als die Themenorientierung

Inhalte werden exemplarisch mit der Persönlichkeit verbunden und fördern so ein generationenübergreifendes und biografisches Lernen.

Es bedarf in der religiösen Bildungsarbeit mit Kindern und auch mit Eltern der praktischen Umsetzung in den Dimensionen Zeit/Stille/Ehrfurcht-Staunen/Dank, damit solche eher „meditativen Haltungen“ in der religionspädagogischen Arbeit im Alltag in einer Weise zum Tragen kommen, dass Eltern mit Gewinn für ihre Familien daran Anteil haben können.



Mitwirkung und Mitbestimmung von Eltern – Erziehungs- und Bildungspartnerschaften gestalten

*Partner sein heißt nicht nur auf den anderen sehen,
sondern gemeinsam auf ein Drittes sehen.*

Comenius-Institut

▪ *Die Herausforderung*

In den vergangenen Jahren hat sich in der Elementarpädagogik ein deutlicher Paradigmenwechsel vollzogen.

Die Zusammenarbeit von pädagogischen Fachkräften und Eltern in Kindertageseinrichtungen hat sich stark gewandelt. War sie historisch betrachtet in der Tradition von Fröbel zunächst hierarchisch strukturiert und von den Anliegen der pädagogischen Fachkräfte dominiert, hat sich in den vergangenen Jahren ein deutlicher Paradigmenwechsel in der Elementarpädagogik vollzogen. Insbesondere die Erkenntnis, dass das Zusammenwirken aller an der Erziehung und Bildung eines Kindes beteiligten Personen in hohem Maße die Entwicklung von Kindern beeinflusst, hat zu neuen partnerschaftlichen Formen der Zusammenarbeit von pädagogischen Fachkräften und Eltern geführt.

Das Verhältnis der pädagogischen Fachkräfte und der Eltern ist allerdings nicht immer unproblematisch, sondern häufig von Ambivalenzen geprägt. Von Seiten der Eltern sind neben den individuellen und je nach Lebenslage sehr unterschiedlichen Erwartungen und Bedürfnissen auch häufig Ängste und Befürchtungen gegenüber dem pädagogischen Personal vorhanden. Ein Beispiel für solche Empfindungen kann die Sorge der Eltern sein, dass ihre eigenen Erziehungshandlungen kritisch von Fachkräften betrachtet und für schlecht gehalten werden, oder durch die Kinder familiäre und intime Dinge zu den Fachkräften gelangen. Oder Eltern fühlen sich unverstanden, wenn die pädagogischen Fachkräfte beispielsweise jünger sind als sie selbst und keine eigenen Kinder haben. So befinden sich Eltern häufig in einem Zwiespalt zwischen dem Wunsch nach Beziehung und Anerkennung einerseits und Kontakt- und Kritikabwehr andererseits.

Auch die mit der Weiterentwicklung der Kindertageseinrichtungen zu Familienzentren verbundenen neuen Bildungs-, Unterstützungs- und Dienstleistungsideen sind nicht unbedingt deckungsgleich mit den Vorstellungen der Familien. Häufig basieren Konzepte der Familienzentrumsarbeit auf der (teils durchaus realistischen) Unterstellung familiärer Überlastung und Überforderung in Erziehungsfragen. Wenn Eltern dies hören oder wenn sie lesen, dass das Familienzentrum Teil eines „kommunalen Frühwarnsystems“ ist, schrecken sie nicht selten erst einmal zurück.

Elternmitwirkung wird auch dann erschwert, wenn Eltern die Fachkräfte als überfordert, wenig motiviert und schlecht ausgebildet wahrnehmen. Dies kann unter anderem darauf beruhen, dass auch institutionelle Bildungs- und Erziehungsarbeit in weiten, beobachtbaren Teilen Alltagshandeln ist, in dem Professionalität für Laien nur schwer zu erkennen ist.

Des Weiteren sind Eltern teilweise nicht besonders „scharf“ auf Mitwirkung und Mitbestimmung, weil sie sich von der Unterbringung ihres Kindes im Familienzentrum vor allem zeitliche Entlastung versprechen.

Dass sie dort mitreden dürfen, finden sie eventuell eher bedrohlich, weil sie befürchten, dass dies eine zeitaufwendige Angelegenheit sein könnte.

Die pädagogischen Fachkräfte sind ihrerseits ebenfalls vielen Ambivalenzen ausgesetzt. In den Beziehungen zu den Eltern und Kindern spielen beispielsweise die Erfahrungen, die sie selbst als Kind gemacht haben, eine große Rolle. So sind Übertragungen auf mehreren Ebenen möglich und wahrscheinlich. Auch der eigene aktuelle Lebensvollzug der pädagogischen Fachkräfte mit privaten, gesundheitlichen, sozialen, wirtschaftlichen Aspekten sowie gesellschaftspolitische und einrichtungsbezogene Rahmenbedingungen wirken sich auf die Beziehungen zu Eltern aus.

Die zeitliche Belastung, die sich aus der intensiven Einbeziehung von Eltern ergibt, hält auch auf der Seite der Fachkräfte und Leitungen die Begeisterung für partizipative Prozesse in Grenzen. Sie wissen aus Teamsitzungen, Elternabenden, Trägerkonferenzen und anderen Veranstaltungen, dass Mitbestimmung die Entscheidungsprozesse in Einrichtungen erheblich verlangsamen kann und der Zeitaufwand häufig groß ist.

Pädagogische Fachkräfte haben in ihrer Berufsrolle ganz bestimmte fachliche Ansprüche und unterliegen vorgegebenen Zeitplänen und Arbeitsstrukturen. Diese stehen manchmal konträr zu den individuellen Erwartungen und Bedürfnissen der Eltern. Hier hat der gegenseitige Austausch mit Eltern, das Erfahren voneinander und das Finden möglichst pragmatischer Lösungen eine hohe Bedeutung.

Bedürfnisse der Eltern und fachliche Ansprüche der Mitarbeitenden sollten gemeinsam das Wohl des Kindes als Bezugs- und Zielpunkt im Blick haben. Das Kindeswohl ist keine abstrakte Größe, sondern lässt sich in der Regel durch Beobachtung und Dialog mit den Kindern herausfinden. Insofern sind die Fachlichkeit der Mitarbeitenden und die Mitwirkung der Eltern durch die Mitwirkung und Mitbestimmung der Kinder zu ergänzen und gegebenenfalls auch zu begrenzen.

Nicht zuletzt bedeutet die Frage der Elternmitbestimmung auch eine Herausforderung für die Träger von Familienzentren. Demokratische Prozesse in Einrichtungen erfordern eine weitgehende Kultur des Diskurses, der Offenheit und der Mitbestimmung auch über die Einrichtungsebene hinaus. Mitbestimmung von Eltern in Familienzentren erfordert ebenso Mitbestimmung der Eltern, Fachkräfte und Leitungen innerhalb der übergeordneten Trägerstrukturen.

Bedürfnisse der Eltern und fachliche Ansprüche der Mitarbeitenden sollten gemeinsam das Wohl des Kindes als Bezugs- und Zielpunkt im Blick haben.

▪ *Der Anspruch*

Es allen Eltern ohne Abstriche recht zu machen, wird kaum gelingen. Es ist vielmehr erforderlich, Eltern und ihre Anliegen ernst zu nehmen und zu verstehen und ihnen soweit wie irgend möglich entgegenzukommen. Dazu muss ein verständnisvolles Klima des Aushandelns zwischen den verschiedenen Anliegen und Möglichkeiten entwickelt werden.

Für ein gelingendes Zusammenwirken von Eltern und pädagogischen Fachkräften verstehen sich alle Beteiligten als Partner in dem gemeinsamen Bemühen um ein gutes Aufwachsen der Kinder. Das Kennenlernen der familialen Lebenslagen durch die Fachkräfte stellt ebenso eine unabdingbare Voraussetzung für die Erziehungspartnerschaft dar, wie Eltern auf der anderen Seite über die Institution Familienzentrum (zum Beispiel im Hinblick auf Abläufe, pädagogisches Selbstverständnis, Werteorientierung, (...)) informiert sein müssen.

Evangelische Familienzentren streben eine intensive Elternmitwirkung und Beteiligung an und orientieren sich am Ideal demokratischer Bildungs- und Erziehungseinrichtungen.

Ihr Angebot öffnet sich für Familien als Ganzes, berücksichtigt die Lebens- und Erfahrungswelten von Kindern und Eltern im Wohnumfeld und bezieht elterliche und kindliche Netzwerke mit ein (zum Beispiel Großeltern, Nachbarn, Freunde).

Evangelische Familienzentren wünschen sich aktive, dialog- und streitfähige Eltern, die sich für die Einrichtung mitverantwortlich zeigen. Sie verstehen sich nicht ausschließlich als professionelle Dienstleister und schätzen die Veränderungen, die sich aus Eigenaktivitäten der Eltern und Kooperationen mit ihnen ergeben.

Die Einrichtungen bieten Platz für die Ideen und Wünsche der Familien. Es wird angestrebt, dass Familien sich im Familienzen-

▪ Infobroschüre für Eltern

Die evangelische Aktionsgemeinschaft für Familienfragen (eaf Westfalen-Lippe) hat einen Flyer für Eltern herausgegeben, in dem diese über ihre Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten in Familienzentren informiert werden. Es wird verdeutlicht, dass Familienzentren Lebens- und Gestaltungsräume für Familien sein können. Eltern können eigene Aktivitäten entfalten und den Alltag mit den Fachkräften gemeinsam gestalten. Sie können eigene Ideen entwickeln und umsetzen und mit Organisationen der Familienselbsthilfe zusammenarbeiten. Über die Mitbestimmung in der Einrichtung hinaus kann das Engagement der Eltern in evangelischen Einrichtungen bis in die Kirchengemeinde und die kommunale Politik hineinreichen. Der Flyer kann in Familienzentren an Eltern verteilt und mit ihnen erörtert werden. Er kann über günther@dw-westfalen.de bezogen werden.

trum wie zu Hause und jederzeit willkommen fühlen. Die Ressourcen der Einrichtungen (Räume, Materialien, Öffnungszeiten) stehen den Familien zur Verfügung; diese werden von BesucherInnen und NutzerInnen zu Mitgestaltenden.

Fachkräfte und Leitungen sind offen und dialogbereit. Sie interessieren sich für die Meinung der Eltern, laden diese zu Austausch und Diskussion ein. Sie informieren die Eltern regelmäßig und öffnen Planungs- und Entscheidungsprozesse. Sie teilen Macht und Verantwortung mit den Eltern, weil sie diese ebenfalls als Experten für die Anliegen der Kinder betrachten. Offenheit, Kooperation auf Augenhöhe und Transparenz sind grundlegende Elemente der pädagogischen Arbeit im Familienzentrum.

Die demokratische Grundhaltung ist eingebettet in entsprechendes fachliches Denken und Handeln. Statt fürsorglicher Prinzipien dominieren partizipatorische Ansätze, die die Selbsthilfekräfte der Familien fördern und einfordern. Das Leitbild der Erziehungspartnerschaft basiert auf der Idee des gemeinsamen und gegenseitigen Lernens von Eltern und Fachkräften und beinhaltet Kooperation der Beteiligten auf Augenhöhe.

Mitwirkung und Mitbestimmung von Eltern orientieren sich vorrangig an aushandlungs- und konsensorientierten demokratischen Modellen und weniger an parlamentarischen Verfahren und Prozessen. Das Prinzip der Deliberation (vom lat. „libra“, das heißt Waage) bezeichnet die Idee, dass der Prozess des fairen Aushandelns und der Entscheidungsfindung wichtiger ist als das Ergebnis. Intensive Kommunikation und partnerschaftlicher Austausch von Gedanken und Meinungen sollen helfen, die jeweils besten Entscheidungen gemeinsam und konsensual zu finden. Die Verantwortung für das Gelingen wird nicht an Delegierte verlagert und Mehrheitsbildung verliert an Bedeutung.

Die Übernahme von Verantwortung durch die Eltern zeigt sich besonders in der eigenständigen Organisation von Angeboten für andere Eltern oder für Kinder. Eltern bringen ihre Zeit und ihre Talente ein und bereichern dadurch das Angebot des Familienzentrums. Bei Bedarf können auch Selbsthilfeaktivitäten in den Räumen des Familienzentrums stattfinden.

Evangelische Familienzentren sind auch Zentren der Kindermitbestimmung. Sie ergänzen und korrigieren die Ergebnisse der Kooperation der Erwachsenen durch die Herausarbeitung der Wünsche und Bedürfnisse der Kinder.

▪ *Die Umsetzung*

Die pädagogischen Fachkräfte sehen in den Eltern Experten für die Lebenswelt ihrer Kinder. Sie respektieren und achten die besondere Bedeutung der Eltern für ihr Kind und unterstellen ihnen positiv, bei aller Unterschiedlichkeit der Lebensverhältnisse, grundsätzlich ein vitales Interesse an ihrem Kind.

Die pädagogischen Fachkräfte pochen nicht auf alte Erziehungsmuster („So machen wir das aber schon immer“), sondern sind bereit und offen, unter Elternbeteiligung Aspekte zu überdenken, zu diskutieren und neu zu entscheiden. Andererseits dürfen sie für ihre Entscheidungen im täglichen Erziehungshandeln nicht handlungsunfähig werden. Deshalb müssen sie auch fachlich begründete Entscheidungen in eigener Verantwortung treffen.

Evangelische Familienzentren warten nicht einfach ab, inwieweit sich Eltern engagieren möchten. Sie laden vielmehr zur Beteiligung ein, weil sie diese für zwingend notwendig halten. Dabei entwickeln sie kreative Formen der Partizipation wie Zukunftswerkstätten, Ideenbörsen oder Projektarbeit und suchen regelmäßig das Gespräch mit den Eltern.

Durch eine aktive Informationspolitik (Elternbriefe, Schwarzes Brett, Elternversammlungen) schaffen sie die Grundlage für elterliche Mitwirkung und Mitbestimmung.

Die Einrichtungen unterstützen Selbstorganisation und Selbsthilfeaktivitäten der Eltern, indem sie Freiräume anbieten und Partner im Gemeinwesen aktivieren, mit denen Eltern zusammenarbeiten können. Dies können gemeindliche Organisationen wie Frauenhilfe und Männerarbeit sein, aber auch andere Familienverbände oder Selbsthilfegruppen.

Um die durch Mitwirkung und Mitbestimmung der Eltern entstehenden organisatorischen Belastungen zu minimieren, entwickeln die Einrichtungen Ideen zur Entlastung. Sie können sich zum Beispiel an dem Grundsatz der Mütterzentren orientieren, dass Kinder bei Aktivitäten der Einrichtung niemals „wegorganisiert“ werden müssen. Das heißt, dass während der Elternversammlungen und Aktivitäten mit Eltern grundsätzlich die Betreuung der Kinder und ihrer Geschwister (zum Beispiel durch Eltern, Honorarkräfte oder Mitarbeitende) gesichert ist. Die Zeiten für Besprechungen und Versammlungen werden an die Bedarfe der Eltern angepasst und finden gegebenenfalls auch während der Öffnungszeiten oder an Wochenenden statt. Es werden Ideen für zeitsparende Kommunikation, zum Beispiel durch schriftliche Wunsch- und

Ideenbörsen, schriftliche Bedarfsabfragen, Feedbacks und Evaluationen entwickelt.

Die Fachkräfte entwickeln durch Reflexion und Fortbildung dialogische Haltungen und demokratische Konzepte weiter. Sie vermeiden negative Zuschreibungen und orientieren sich konsequent an den Potenzialen der Familien. Ihre Fachlichkeit sehen sie durch die Öffnung von Entscheidungsprozessen nicht in Frage gestellt. Dies sichern sie durch Teamsupervision oder kollegiale Beratungsprozesse.

Elternmitbestimmung bedeutet nicht, dass Leitung und Träger vom Entscheidungszwang befreit werden. Sie bleiben zuständig und verantwortlich. Vor diesem Hintergrund entwickeln sie weitergehende Beteiligungsmöglichkeiten für Eltern beispielsweise bei Fragen zu Finanzen, Personal und Ausstattung.

Die Mitbestimmung der Eltern macht nicht an den Toren des Familienzentrums halt. Der Träger bezieht Eltern ebenso bei Aktivitäten in der Gemeinde, dem Kirchenkreis und Gestaltungsraum ein. Eltern begegnen anderen Eltern aus anderen Einrichtungen im Stadtteil und darüber hinaus, um Anregungen für das Familienzentrum zu erhalten. Der Träger bezieht Eltern in die Aktivitäten anderer kirchlicher Dienste und Einrichtungen ein und eröffnet so zusätzliche Möglichkeiten.



Integration statt Spezialisierung

„ Der Arzt nennt es Trisomie 21,
der Heilpädagoge Down Syndrom,
wir (Eltern) nennen ihn Max!

(Poster mit Eltern und Kind aus Dänemark)

▪ *Die Herausforderung*

Die Entwicklung von Familienzentren ist für den Arbeitsbereich „Gemeinsame Erziehung von Kindern mit und ohne Behinderungen in Tageseinrichtungen“ nicht neu. Schon lange, bevor die Politik Interesse an diesem Thema gefunden hat, verfolgte der Evangelische Fachverband der Tageseinrichtungen für Kinder – evta. – das Ziel, die evangelischen Tageseinrichtungen in integrative, alltagsnahe, niederschwellige Begegnungsorte umzuwandeln. Die Einrichtungen sollen insbesondere die Familien als System unterstützen und Hilfen zur Stärkung der Erziehungskompetenz anbieten.

Dieser notwendige Paradigmenwechsel in der pädagogischen Arbeit vollzog sich aber nur sehr langsam. Bis in die fünfziger und sechziger Jahre galten Kinder mit Behinderungen als nicht bildungsfähig. Viele schwache, kranke und behinderte Menschen wurden ausgegrenzt. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden die meisten Kinder mit Behinderungen nur von ihren Familien betreut oder aus Scham sogar versteckt. Alternativ dazu wurde eine Anstalt aufgesucht.

Der Sonderkindergarten bot erstmalig Kindern mit Behinderungen im Vorschulalter die Möglichkeit, überhaupt einen Kindergarten zu besuchen.

In dieser Zeit begannen Eltern, sich gegen solche Formen der Betreuung zur Wehr zu setzen. Sie richteten die ersten Sonderkindergärten für Kinder mit Behinderungen oder für Kinder, die von Behinderung bedroht sind, ein. Der Sonderkindergarten bot erstmalig Kindern mit Behinderungen im Vorschulalter die Möglichkeit, überhaupt einen Kindergarten zu besuchen, dort mit anderen Kindern aufzuwachsen, gefördert und in den unterschiedlichen Entwicklungsstufen gestützt zu werden. Den betroffenen Familien eröffnete es die Gelegenheit, aus ihrer Einsamkeit herauszukommen, in die sie häufig durch die unmittelbare Reaktion der Umwelt auf die Behinderung ihres Kindes geraten waren. Auch konnten sie gemeinsam mit anderen betroffenen Eltern ihre Wünsche, Forderungen und Interessen leichter kundtun und in das Bewusstsein der Öffentlichkeit tragen.

Der Aufbau der Sonderkindergärten, die heute „Heilpädagogische Kindergärten“ heißen, war also historisch gesehen ein ganz wichtiger Schritt in Richtung Integration. Der Aufbau dieses Heilpädagogischen Systems und später die Errichtung von mobilen/ambulanten Frühförderstellen sowie die Entwicklung der Komplementärsysteme Therapie und Beratungsstellen ist auch ein Ausdruck der Erkenntnis, dass Kinder mit Behinderungen bildungsfähig sind und deshalb wie andere Kinder gefördert, gebildet und betreut werden müssen.

Die oben genannten verschiedenen Einrichtungsformen haben sich in den letzten Jahren parallel zu hochspezialisierten Unterstützungssystemen und zu eigenen „Säulen“ für Familien und deren Kinder mit Behinderungen entwickelt. Es bestehen zwar vereinzelt Kooperationsvereinbarungen untereinander, aber ein „Säulendenken“ herrscht wei-

terhin noch vor. Außerdem liegt in der Regel der Arbeitsschwerpunkt in der Rehabilitation und nicht so sehr in der Prävention.

In den letzten Jahren aber ist bei vielen Menschen die Einsicht gewachsen, dass klassische heilpädagogische Einrichtungen, die nebeneinander verstreut in einem Sozialraum arbeiten, auch Nachteile haben, und zwar insbesondere den strukturell nicht aufhebbareren, dass sie die Kinder mit Behinderungen von Kindern ohne Behinderungen fernhalten. Kinder mit Behinderungen werden häufig zu weit entfernten Einrichtungen per Bus oder Taxi transportiert. Dies bedeutet, dass sie aus ihrem unmittelbaren Wohnumfeld beziehungsweise ihrer Kirchengemeinde herausgerissen werden. Hierdurch werden Kindern mit und ohne Behinderungen wichtige Anregungen, Kontakte und Entwicklungsreize vorenthalten. Deshalb fordern viele Eltern heute für ihre behinderten Kinder die „Gemeinsame Erziehung“ in Tageseinrichtungen für Kinder mit spezieller Pädagogik und therapeutischer Förderung sowie einer guten Ausstattung innerhalb eines wohnortnahen Sozialraumes.

Gleichzeitig wurde in der fachlichen Arbeit deutlich, dass nicht allein das Kind im Mittelpunkt der pädagogischen Bemühungen stehen muss, sondern dass die engere Einbeziehung der Eltern in die Entwicklung ihres Kindes und in den Erziehungsprozess unabdingbar für den Erfolg der Arbeit ist. Diese systemische Sichtweise hat eine Neubestimmung des beruflichen Selbstverständnisses der pädagogischen Fachkräfte und eine Veränderung der pädagogischen Arbeit in den Einrichtungen zur Folge.

Die Herausforderung der nächsten Jahre wird sein, dass alle Tageseinrichtungen/Familienzentren sowie deren Kooperationspartner in der Lage sein müssen, sich auf die besondere Situation dieser Familien einzulassen und die notwendigen familiären Angebote sowie die heilpädagogischen und therapeutischen Hilfen zu organisieren. Das hierfür notwendige Handlungskonzept muss von allen Beteiligten erstellt werden und die Prinzipien der „integrierten Therapie“, der „Dezentralisierung der Hilfen“, und der „interdisziplinären Zusammenarbeit“ sowie das Prinzip des „Kompetenztransfers“ beinhalten. Dies erfordert eine konzeptionelle Zusammenarbeit aller beteiligten Systeme und beschränkt sich nicht nur auf das „Einkaufen“ von Leistungen. Die Umsetzung kann nur gelingen, wenn von Anfang an die fachliche Unterstützung durch die Fachberatung sichergestellt und entsprechende Fortbildungsangebote angeboten werden. Zusätzlich benötigen die Einrichtungen entsprechende Rahmenbedingungen für ihre Arbeit.

Ziel ist nicht ein „integrativer Kindergarten für alle“, sondern die konsequente Weiterentwicklung der Tageseinrichtung zu einem Haus für Kinder und deren Familien mit entsprechenden Hilfsangeboten in einem Sozialraum. Für die Kooperationspartner des Familienzentrums

Ziel ist nicht ein „integrativer Kindergarten für alle“, sondern die konsequente Weiterentwicklung der Tageseinrichtung zu einem Haus für Kinder und deren Familien mit entsprechenden Hilfsangeboten in einem Sozialraum.

▪ Ein Entwicklungsbeispiel

Aufgrund dieser Veränderungen ist zu beobachten, dass die Bereitschaft, über neue Konzeptionen nachzudenken, in den evangelischen Kirchengemeinden und Tageseinrichtungen gewachsen ist. Zurzeit laufen in vielen Orten Beratungen, wie aus verschiedenen „Gesetzes- und Finanzierungssäulen“ integrative Tageseinrichtungen/Kompetenzzentren/Familienzentren entwickelt werden können. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Zusammenführung eines Regelkindergartens einer Kirchengemeinde mit dem Sonderkindergarten/der Frühförderung eines diakonischen Trägers sowie die therapeutische Versorgung durch das DRK zu einem Familienzentrum für Kinder mit und ohne Behinderungen sowie deren Familien. Unterstützt wird diese Einrichtung von weiteren 16 Kooperationspartnern im wohnortnahen Sozialraum/Sozialen Brennpunkt.

ist das Thema „Gemeinsame Erziehung“ teilweise Neuland. Zugleich aber bieten die neuen Partner der Jugendhilfe zusätzliche Chancen, wenn sie sich auf das Lernfeld der integrativen Angebote einlassen.

▪ *Der Anspruch*

Der Ausgangspunkt unseres Handelns in der gemeinsamen Erziehung ist ein christliches Grundverständnis und ein Menschenbild, das jedem Menschen Würde und die Möglichkeit zur Entfaltung seiner Identität zugesteht. Die Lebensumwelt muss für alle Menschen in einer Gemeinde so gestaltet sein, dass sie sich ohne Stigmatisierung und Aussonderung gemäß ihren individuellen Eigenschaften und Möglichkeiten entwickeln können. Das Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderungen im Besonderen ist das Modell der christlichen Gemeinde.

Des Weiteren ist im Grundgesetz das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit sowie das Recht auf Teilhabe an und inmitten des gesellschaftlichen Alltags geregelt. Menschen mit Behinderungen müssen sich frei entwickeln können. Es geht letztendlich um nichts anderes als um die Verwirklichung des Gleichheitsprinzips. Diese Normalisierung beinhaltet selbstverständlich auch die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Formen der Lebensgestaltung unabhängig entscheiden zu können. Danach ist es selbstverständlich, dass ein Kind mit einer Behinderung den wohnortnahen Kindergarten beziehungsweise das Familienzentrum besuchen kann. Bei der Gestaltung beziehungsweise Erbringung der Leistung müssen sich Art, Umfang und Dauer von Hilfen nach dem konkreten Bedarf des einzelnen Kindes und dessen Familie ausrichten.

In der Konsequenz bedeutet dies, dass kein Kind aufgrund einer Behinderung aus seinem Lebensort fortgerissen werden darf. Diesem Normalisierungsprinzip, verbunden mit unserem christlichen Verständnis, sind evangelische Kirchengemeinden und Tageseinrichtungen / Familienzentren verpflichtet. Die evangelischen Kirchengemeinden sind aufgefordert, vor Ort entsprechende Lösungen zu finden, diese durchzusetzen und den Familien mit ihren Kindern anzubieten. Die Kirchengemeinde wird so als einladende christliche Gemeinde zu einem Ort für alle Kinder mit und ohne Behinderungen und deren Familien im Wohnbereich.

Diese Haltung ist die Basis unseres Handelns. Sie ist Grundlage für die „Gemeinsame Erziehung“ und für die Arbeit in einem Familienzentrum. Sie lässt auf der konkreten Handlungsebene keine Ausgrenzung zu. Sie zielt auf eine veränderte gesellschaftliche Wahrnehmung von Behinderungen, ohne die besonderen Förderbedürfnisse der Kinder mit Behinderungen zu übersehen. Behinderungen gilt es nicht zu kompensieren oder gar zu überwinden, sondern Behinderung darf gelebt werden. Ziel ist die Wiederherstellung der gemeinsamen Lebenswelten von Kindern mit und ohne Behinderungen. Gemeinsame Erziehung im Familienzentrum ist nicht über die bloße Addition der verschiedenen Prinzipien und Angebote zu realisieren, sondern über die Schaffung einer Lebensqualität, die für alle Kinder, deren Eltern und für die Mitarbeitenden eine Bereicherung darstellen. Die Leistungserbringung muss auf Dauer aus einer Hand erfolgen und die integrativen Tageseinrichtungen / Familienzentren müssen sich weiterentwickeln zu inklusiven Einrichtungen. Zielvorstellung ist dabei, von vornherein auf jegliche Aussonderung zu verzichten.

▪ **Die Umsetzung**

Seit 1990 haben sich von den 1.000 evangelischen Tageseinrichtungen in Westfalen und Lippe circa 650 Einrichtungen zu integrativen Systemen weiterentwickelt. Durch die Aufnahme der Kinder mit Behinderungen wurden aus den klassischen Regeleinrichtungen Tageseinrichtungen, die sich verstärkt um eine Zusammenarbeit und Vernetzung mit anderen Systemen wie Frühförderung, Erziehungsberatung, Familienbildung sowie anderen Kooperationspartnern wie Ärzten, Therapeuten und Kliniken bemühten. Durch die Zusammenarbeit mit den neuen Partnern entstand ein „Kompetenztransfer“, der bis heute die Arbeit in den Tageseinrichtungen nachhaltig verändert und beeinflusst hat. Heilpädagogische und therapeutische Kompetenzen, gerade in Bezug auf Früherkennung, präventive Maßnahmen und Elternberatung, haben die gesamte Arbeit in den Tageseinrichtungen bereichert. Neue Arbeitsformen und Methoden wurden in die tägliche Arbeit für alle Kinder eingeführt.

Die Kirchengemeinde wird so als einladende christliche Gemeinde zu einem Ort für alle Kinder mit und ohne Behinderungen und deren Familien im Wohnbereich.

Ziel war es aber nicht nur, den Mitarbeitenden neue Konzepte zu vermitteln und sie weiterzuqualifizieren, sondern das zum Teil noch vorherrschende „Säulendenken“ abzubauen und durch ein vernetztes, ganzheitliches, systemisches Denken zu ersetzen. Dass dies gelungen ist, sieht man daran, dass alle evangelischen Tageseinrichtungen, die an der Pilotphase zum Familienzentrum in NRW teilgenommen haben, integrativ gearbeitet haben und deren Konzeption kaum geändert werden musste.

Einrichtungen, die bisher noch nicht integrativ gearbeitet haben, werden durch das neue Kinderbildungsgesetz (KiBiz) aufgefordert, sich konzeptionell mit der „Gemeinsamen Erziehung“ auseinanderzusetzen. Gemeinsame Erziehung in Tageseinrichtungen für Kinder soll zur Regelaufgabe werden. Dies wird die Versorgungslandschaft für Kinder mit Behin-

derungen massiv verändern. Es könnte dazu führen, dass die klassischen heilpädagogischen und die additiven Einrichtungen sowie die Schwerpunkteinrichtungen in Westfalen und Lippe als Organisationsform abgelöst werden. Vorrangig soll es dann nur noch die wohnortnahe Einzelintegration geben. Gleichzeitig wird es im Frühförderbereich durch die Versorgung der unter dreijährigen Kinder mit Behinderungen Veränderungen geben. Es ist zudem ab sofort möglich, therapeutische Angebote auch für Kinder mit Behinderungen in Tageseinrichtungen oder Familienzentren vorzuhalten.

Die Aufgabe des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche von Westfalen und des Fachverbandes evta. wird es sein, diesen Veränderungsprozess in der Versorgung von Kindern mit Behinderungen fachlich zu begleiten.



Benachteiligte Familien stärken

Morgen, Kinder, wird's nichts geben!

Nur wer hat, kriegt noch geschenkt.

Mutter schenkte Euch das Leben.

Das genügt, wenn man's bedenkt.

Einmal kommt auch Eure Zeit.

Morgen ist's noch nicht so weit.

**(Weihnachtslied, chemisch gereinigt.
Erich Kästner 1928)**

▪ *Die Herausforderung*

Kinderarmut in unserem (reichen) Land wächst.

Aktuelle Studien belegen, dass Kinderarmut in unserem Land weit verbreiteter ist, als gemeinhin angenommen wird. Der aktuelle Sozialbericht der NRW-Landesregierung stellt dazu fest: „Fast jedes vierte Kind lebt in einem einkommensarmen Haushalt: Mit einer Armutsrisikoquote von 24,5 % tragen Kinder und Jugendliche ein überdurchschnittliches Armutsrisiko“. 33,4 % aller Kinder und Jugendlichen haben einen Migrationshintergrund. Bei ihnen liegt das Armutsrisiko noch einmal deutlich höher. Armut bedeutet nicht allein, dass es Kindern und ihren Familien materiell schlecht geht, sondern Armut führt bei Kindern häufig zu Entwicklungsdefiziten, sozialer Ausgrenzung und Unterversorgung im gesundheitlichen Bereich. Materielle Armut prägt die Lebenssituationen und die Entwicklungschancen von Kindern in hohem Maße. Kinder aus Armutsmilieus werden in der Regel durch das Bildungssystem und durch die Eltern schlechter gefördert als andere. Bereits im Kindergartenalter zeigen Kinder aus armen Familien deutlich andere Lebensstrategien und Bewältigungsmuster für ihren Lebensalltag als Kinder, die Familien mit einem höheren materiellen und sozialen Status angehören.

Materielle Armut prägt die Lebenssituationen und die Entwicklungschancen von Kindern in hohem Maße.

Armut zeigt Wirkung

Zum Beispiel verfügen Kinder aus materiell schlechter gestellten Familien häufig über kein eigenes Kinderzimmer und somit nicht über Rückzugsmöglichkeiten. Sie müssen Einschränkungen bei der Kleidung und beim Spielzeug hinnehmen, sie können seltener Freunde und Freundinnen mit nach Hause bringen, seltener ihren Geburtstag feiern und nehmen weniger häufig als andere Kinder an Vereins- oder Gruppenaktivitäten teil (Musik, Sport, Kultur). Auch in der gesundheitlichen Entwicklung sind Kinder aus armen Familien größeren Risiken ausgesetzt: zum Beispiel durch die geringere Nutzung der Vorsorge- und U-Untersuchungen in der Schwangerschaft der Mütter und nach der Geburt (auch Nachsorge durch Hebammen), unregelmäßigere Mahlzeiten, häufigere Gewichtsprobleme, früheren Kontakt mit Suchtmitteln, bedenklichen Medienkonsum. Das Armutsrisiko bestimmt die gesamte Lebenslage der betroffenen Kinder und Familien. Armut schränkt Kinder wie Familien in ihren Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe ein und grenzt sozial aus. Ohne materielle Sicherheit und kulturelle Ressourcen in der Familie sind Bildungschancen von Kindern schon vor ihrem Eintritt ins „öffentliche Erziehungs- und Bildungsleben“ gering.

Die Anforderungen an Eltern sind in den letzten Jahrzehnten durch gravierende Veränderungen im Berufsleben und in der Gesellschaft enorm gestiegen. Gerade einkommensarme Familien mit Kindern haben wenige Möglichkeiten auf die Flexibilitätserwartungen des Arbeitsmarktes zu reagieren: Lange Wege zum Arbeitsplatz, wechselnde

Einsatzorte, veränderliche tägliche und wöchentliche Arbeitszeiten, kurzfristige Beschäftigungsperspektiven gehören inzwischen in fast allen Branchen zum Alltag. Junge Familien mit geringem Einkommen haben kaum Gestaltungsspielräume: wirtschaftlich, beruflich, kulturell. Die Sicherung der materiellen Grundlage, die Organisation der Kinderbetreuung, die Gestaltung des familiären Alltags, die Vermittlung von Bildung, Selbstvertrauen und Werten – in Gänze: die Verantwortung für ein gutes Aufwachsen von Kindern und eine entwicklungsfördernde und sorgende Erziehung ist für alle Eltern enorm groß. Und dies in einer Welt, die zunehmend komplexer wird, in der tradierte Wege immer brüchiger werden und herkömmliche Unterstützungssysteme wie die Großfamilie oder nachbarschaftliche Zusammenhänge immer weniger verfügbar sind.

Unumstritten ist, dass materielle Not, soziale Belastungen (zum Beispiel Isolation) oder auch persönliche Belastungen und Einschränkungen von Eltern (zum Beispiel Sucht, eigene Erfahrungen von Vernachlässigung, anhaltende Paarkonflikte) zum Risikofaktor für ein gelungenes Aufwachsen werden können, wenn sie kumulieren und es keine oder unzureichende Möglichkeiten der Kompensation und Entlastung gibt. Gerade bei benachteiligten Familien ist in diesem Kontext festzustellen, dass Unterstützung in familiären Belastungs- und Krisensituationen aus unterschiedlichen Gründen nicht offensiv gesucht und in Anspruch genommen werden kann. Rückzug aufgrund permanenter Überlastung und Resignation, selbst empfundener Scham, mangelnder Kenntnis über kindliche Bedürfnisse etc. führen insgesamt gerade bei benachteiligten Familien häufig dazu, dass sie keinen Zugang zu unseren Systemen der Hilfe und Unterstützung finden.

Unser bestehendes Erziehungs- und Bildungssystem trägt zur Verfestigung von Benachteiligung bei, statt diese aktiv zu kompensieren und Benachteiligungen auszugleichen.

PISA und nachfolgende Schul-Leistungstudien haben gezeigt, dass Deutschland im internationalen Vergleich in Sachen Bildung und Befähigung junger Menschen zu einem eigenständigen Leben weit hinten steht. Die Studien belegen, was viele bereits wussten: Die Zahl der misslingenden Schulkarrieren ist in Deutschland extrem hoch. Bildungsbeteiligung und Lernerfolg hängen vom materiellen, sozi-

Patinnenmodell

Die evangelische Qualifizierungs- und Beschäftigungsgesellschaft Quabed in Witten schult Familienpatinnen als Unterstützerinnen für besonders belastete Familien. Arbeitslose Frauen, die selbst Mütter sind und besondere soziale Kompetenzen haben, werden als Begleiterinnen für andere Familien ausgebildet und bei ihrer Arbeit von qualifizierten Pädagoginnen und Pädagogen unterstützt. Das Projekt wird gefördert vom Gesundheitsamt und der Job-Agentur. Es eignet sich besonders zur Unterstützung der Arbeit von Familienzentren.

Weitere Informationen erhalten Sie unter www.quabed.de

alen und kulturellen Kapital einer Familie, das heißt von der Herkunft eines Kindes ab. Kinder mit Migrationshintergrund sind in besonderem Maße benachteiligt, weil es zu wenig Förderung gibt, die auf ihre besonderen Problemlagen eingeht. Insgesamt zeigt sich, dass das dreigliedrige Schulsystem selektiv angelegt ist, es das „Gerechtigkeitsproblem“ nicht lösen kann und zudem ein Problem mit den Leistungsergebnissen hat.

Inwiefern Tageseinrichtungen für Kinder und Familienzentren Teil dieses Problems oder seiner Lösung sind, ist umstritten. Die aktuelle Entwicklung eines – wenn auch noch kleinen – privaten Marktes der Kindertagesbetreuung zeigt an, dass auch im Bereich der Elementarpädagogik mit Veränderungen zu rechnen ist. Diese Veränderungen laufen allerdings darauf hinaus, dass sie soziale Spaltungen eher unterstützen, statt überwinden helfen.

▪ *Der Anspruch*

Hohe pädagogische Qualität für alle Kinder

Die zunehmende gesellschaftliche Spaltung in arme und reiche Wohnbezirke, in gute und schlechte Schulen, in Freizeitvergnügen für reiche Kinder und Fernsehgelangweiltheit für arme Mädchen und Jungen betrachten Evangelische Kirche und Diakonie mit Sorge. Evangelische Träger sehen diese Entwicklung als eine besondere Herausforderung, der sowohl gesellschaftspolitisch wie auch im Rahmen der eigenen kirchlichen Möglichkeiten gegenzusteuern ist. Evangelische Familienzentren wollen erstklassig ausgestattete Einrichtungen für alle Familien sein. Es ist unser Anspruch, als evangelische Kirche Familienzentren gerade dort mit besonderem Aufwand zu betreiben, wo viele Menschen in Armut leben und wo Arbeitslosigkeit und Zukunftsängste besonders ausgeprägt sind. Diese Einrichtungen sollten von der evangelischen Kirche besonders gefördert werden. Denkbar wäre zum Beispiel, mit einer ge-

meinsamen Trägerschaft auf Kirchenkreisebene Ausgleichsmöglichkeiten zu schaffen, oder Spendenakquise für einen besonderen Förderfonds auf landeskirchlicher Ebene zu betreiben. Hierzu gehört auch die spezielle Unterstützung der Familienzentren durch diakonische Einrichtungen, die soziale Beratungsdienste, wie zum Beispiel Schuldnerberatung sowie Beschäftigungs- und Qualifizierungsangebote für Eltern bereithalten.

Integrierte Bildungs- und Erziehungsförderung

Gerade wenn es um die besondere Förderung benachteiligter Kinder geht, ist es wichtig, eine integrierte Bildungs- und Erziehungsförderung gemeinsam mit den Eltern möglichst früh zu beginnen. Aber gerade die Wechselwirkung von Armut und Scham und die Herausbildung abgeschlossener bildungsferner Milieus stellen hier eine besondere Schwierigkeit dar. Manchmal wirken gut gemeinte Angebote zusätzlich diskriminierend und werden deshalb nicht angenommen. Insofern ist es eine besondere Herausforderung für die Träger, die Leitungen und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, soziale Defizite und Entwicklungsmängel zu sehen, in der Begegnung mit den Kindern und den Eltern aber von deren Stärken und Chancen her zu denken. Überlegungen dazu gehören in die Konzeption der Einrichtung, aber auch in die Weiterentwicklung der praktischen Arbeit. Zur erzieherischen und sozialpädagogischen Professionalität gehört es auch, besonderen Förderungsbedarf auf der Basis einer wertschätzenden Haltung auch zu den Eltern klar anzusprechen und entsprechende Angebote in der Einrichtung aufbauen zu können.

Insofern setzen wir uns dafür ein, dass auch und gerade Kinder aus sozial und wirtschaftlich benachteiligten Elternhäusern möglichst früh in unsere Einrichtungen kommen und dort durch eine ganzheitliche Erziehungs- und Bildungsarbeit gefördert werden. Dies erfordert einen Perspektivenwechsel in der

Politik, die umfassende Förderung kleiner Kinder aus sozial benachteiligten Familien in Kindertagesstätten und Familienzentren häufig nicht finanziert. Es erfordert aber auch ein aktives Werben des Familienzentrums, das seine Ideen und Konzepte transparent gestalten und aktiv auf die betroffenen Familien zugehen muss, die nicht selten mit Scham und Rückzug auf ihre soziale Situation reagieren.

Insgesamt lautet unser Anspruch: Evangelische Familienzentren müssen die Bedürfnisse und Schwierigkeiten aller Familien wahrnehmen, kennen und differenziert darauf eingehen. Betreuungsprobleme, „schwierige“ Erziehungsfragen und -probleme stellen sich

nicht nur in benachteiligten Familien. Christlicher Glaube beinhaltet aber eine besondere Option für die Menschen, die von sozialer Ausgrenzung bedroht oder betroffen sind. Im Johannesevangelium sagt Christus: „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“ (Jahreslosung 2008, Joh 14, 19) Zum christlichen Glauben gehört eine Lebendigkeit, die die Perspektive der Not und des Mangels kennt und zugleich überwindet. Diese Lebendigkeit des Glaubens kommt auch in einer besonderen Aufmerksamkeit für die Nöte, aber auch die Ressourcen benachteiligter Familien zum Ausdruck. Zu Evangelischen Familienzentren gehören daher besondere Initiativen zu ihrer Unterstützung.

▪ Familie und Nachbarschaft (FuN)

Der Kirchenkreis Unna beteiligt sich an dem präventiven Familienbildungsprogramm FuN, das besonders sozial benachteiligte Familien anspricht. Bei dem Programm geht es um die Stärkung des inneren Zusammenhaltes der Familie und die Unterstützung der Familie in ihrem sozialen Umfeld. Im Mittelpunkt stehen konkrete Aktionen und Spiele der Erwachsenen und Kinder. Die ganze Familie kann an diesem Programm teilnehmen und wird durch die positiven Erfahrungen gestärkt. Der besondere Erfolg von FuN zeigt sich in der Erreichbarkeit von Familien, die mit klassischen Angeboten der Familienbildung und -Beratung nicht erreicht werden konnten.

Weitere Informationen über FuN gibt es auf der Homepage www.praepaed.de

▪ *Die Umsetzung*

Evangelische Träger sollten ebenso wie die Politik darüber nachdenken, ob es nicht auch bezüglich der materiellen Ausstattung von Familienzentren eine differenzierte Förderung geben sollte (zum Beispiel für Familienzentren in besonders belasteten Stadtteilen), die konzeptionell die gezielte Förderung einzelner Kinder, Familien oder Zielgruppen ermöglicht.

Oft werden in benachteiligten Familien soziale und kulturelle Erfahrungen nur sehr begrenzt vermittelt: gemeinsame familiäre Aktivitäten (gemeinsames Spielen, Singen, Kochen, Ausflüge machen, Teilnahme an Sport- oder sonstigen Vereinen) sind eher selten. Hier kommt der Dimension der Familienbildung in Familienzentren eine besondere Bedeutung zu. Familienzentren sollten aus diesem Grund Ausgangspunkte werden für neue familiäre Erfahrungen und Aktivitäten sowie für Möglichkeiten der Begegnung und des Kontaktes mit anderen Familien. Eine „Lange Vater-Kind-Nacht“, Themenwochen unter Einbeziehung der Eltern, Exkursionen oder Veranstaltungsbesuche sind Möglichkeiten gemeinsamen Lernens von Eltern und Kindern.

Beim Ausbau und der Gestaltung der Angebote für unter dreijährige Kinder sollten benachteiligte Familien in besonderem Maße im Blick sein. Die Eltern sollten die Erfahrung machen, dass sie in ihren Erziehungsaufgaben frühzeitig entlastet und unterstützt werden.

Über die Erziehungs- und Bildungsarbeit hinaus sollten weitere Lebensbereiche in der Arbeit evangelischer Familienzentren berücksichtigt werden, die für die kindliche Entwicklung von Bedeutung sind. Dazu gehört das Themenfeld Gesundheit. Neben entsprechenden Angeboten für Kinder in Familienzentren (zum Beispiel gesunde Ernährung) ist es notwendig,

- Eltern Anregungen für eine gesunde Lebensweise mit ihren Kindern näherzubringen (Ernährung, Kochen, Bewegung, Sport) und
- durch Kooperationen mit Fachleuten aus Medizin und Beratung die Aufmerksamkeit der Eltern für Symptome bei den Kindern zu sensibilisieren und durch gegenseitiges Kennenlernen bei Veranstaltungen im Familienzentrum die Eltern anzuregen, gegebenenfalls Rat und Hilfe bei Fachleuten zu suchen.

Ebenso wichtig ist die Zusammenarbeit mit Trägern und Einrichtungen, deren Arbeit gezielt auf die Verbesserung der materiellen Situation von Familien zielt. Kooperationen mit einer Schuldnerberatung bzw. Arbeitslosenberatung und Hinweise auf andere gezielte Hilfen, zum Beispiel durch Qualifizierungsmöglichkeiten bei Bildungsträgern sollten zum Repertoire eines Familienzentrums gehören.



Kooperation von Fachkräften und Freiwilligen ermöglichen

*Kirche ist Weggemeinschaft der Fragenden,
nicht Elite der Allwissenden.*

Joachim Erdmann

▪ *Die Herausforderung*

Evangelische Familienzentren sind auf freiwillig Mitarbeitende angewiesen, um sich für das Gemeinwesen öffnen, neue Aktivitäten und zusätzliche Leistungen anbieten zu können. Gerade zivilgesellschaftliches Engagement, das über die reinen Dienstleistungsaufgaben des Familienzentrums hinausgeht, kann nicht ohne einen Unterstützerkreis geleistet werden.

Noch vor wenigen Jahren war die begriffliche Unterscheidung von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen üblich. Heute werden diese Begriffe seltener gebraucht. Wir sprechen im Folgenden von Fachkräften als bezahlten Mitarbeitenden und von Freiwilligen als unbezahlten Mitarbeitenden. Das bedeutet nicht, dass die Fachkräfte als abhängig Beschäftigte ihre Arbeit nicht auch freiwillig verrichten können oder sogar möglichst sollten. Ebenso sind viele Freiwillige fachlich besonders qualifiziert; insofern ist auch die Bezeichnung der „Fachkraft“ wenig trennscharf.

Es wird darauf ankommen, Freiwillige aus unterschiedlichen Generationen und Milieus (nicht nur aus dem Kosmos der Kirchengemeinde) zu finden, um die angestrebte Öffnung wirkungsvoll umsetzen zu können. Kirchliche Einrichtungen unterliegen ansonsten der Gefahr, mittel- und obergesellschaftsprägen kulturellen Hegemonien zu unterliegen, die Beziehungen zwischen Gemeindemitgliedern zu vertiefen und sich dabei – häufig unabsichtlich – gegenüber anderen Milieus abzuschließen.

Freiwillige sollen die Einrichtung durch ihre Ideen, ihre Kreativität und ihren besonderen Blickwinkel auf die gemeinsame Arbeit bereichern. Zugleich stellen sie damit Routinen und bewährte Abläufe in Frage und werden nicht selten als zusätzliche Belastung und gegebenenfalls sogar als störend wahrgenommen.

Die Zusammenarbeit von Fachkräften und Freiwilligen innerhalb einer Einrichtung ist strukturell kompliziert. Nicht selten ergibt sich durch die Dominanz der Fachkräfte, die wesentlich mehr Zeit und Macht haben, eine unbewusste und unbeabsichtigte Abwertung der Laienkompetenz und des Alltagswissens. Es muss daher Folgendes aktiv berücksichtigt werden: Kompetente Freiwillige bringen aufgrund ihrer Persönlichkeit, ihrer Ausbildung und ihrer Erfahrungen eine eigenständige Fachlichkeit mit. Es kommt darauf an, diese Kompetenzen anzuerkennen und sie nicht abwehren zu müssen. Dies bedarf einer selbstbewussten und reflektierten Fachlichkeit auf der Seite der hauptamtlich Mitarbeitenden.

Freiwillige Mitarbeitende dürfen nicht als billige Hilfskräfte ausgebeutet werden. Sie müssen Gelegenheiten bekommen, mit ihrem Engagement ihre eigenen Ziele zu verfolgen: etwas Neues zu lernen, neue Kontakte zu knüpfen, Anerkennung zu bekommen. Für die Einrichtungen ist dies häufig kompliziert. Sie müssen sich intensiv um die Freiwilligen kümmern, ihnen Entwicklungsräume eröffnen, ihnen Fehler zugestehen.

Nicht zuletzt kennen soziale Einrichtungen vielfältige Mischformen von professioneller Arbeit und Laientätigkeit beziehungsweise freiwilliger Arbeit. Einige professionell ausgebildete Menschen engagieren sich mit Praktika oder freiwilliger Tätigkeit in Familienzentren, um sich beruflich weiterzuentwickeln oder ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern. Andere haben sich ohne formale Qualifikation durch ihre freiwillige Mitarbeit soweit qualifiziert, dass der Träger der Einrichtung ihnen ein Honorar für ihre Leistungen anbietet. Wieder andere haben aufgrund ihres Alters ihre berufliche Karriere beendet, bringen aber ökonomischen, medizinischen, juristischen, psychologischen oder sonstigen Sachverstand in die Arbeit ein, ohne dafür eine finanzielle Anerkennung zu erwarten. Es

wird eine wichtige Herausforderung darstellen, diesen unterschiedlichen Gruppierungen, die durch die Überschrift "Freiwillige" nur unpräzise beschrieben sind, in der Zusammenarbeit gerecht zu werden.

▪ *Der Anspruch*

Menschen kommen aus unterschiedlichen Motiven als freiwillig Mitarbeitende in evangelische Familienzentren. Träger und Leitung der Einrichtungen beraten die Interessierten und finden geeignete Tätigkeitsfelder. Bei Bedarf werden zusätzlich qualifizierte Freiwillige aktiv gesucht und sorgfältig ausgewählt (zum Beispiel in Kooperation mit Freiwilligenagenturen).

Träger und Leitung evangelischer Familienzentren sind sich darüber im Klaren, dass die Einbeziehung von Freiwilligen aufwendig und anspruchsvoll ist: sie müssen vorbereitet und gegebenenfalls geschult, eingewiesen, begleitet und an Beratungs- und Entscheidungsprozessen beteiligt werden. Hierfür bedarf es entsprechender Bereitschaft und geeigneter Konzepte.

Die Gewinnung und Einbeziehung von Freiwilligen ist jedoch im Kern mehr und anderes als ein von Professionellen verantworteter und geplanter Dienstleistungseinsatz. Die Freiwilligen tragen ebenso wie die Gäste des Familienzentrums aktiv zur Weiterentwicklung des Angebots und des Profils bei. Die Professionellen unterstützen die Freiwilligen bei der Entwicklung von persönlichen und gemeinsamen Zielen sowie bei der Umsetzung der Ziele. Das evangelische Profil entsteht dort, wo Menschen – ohne es zu müssen – Beiträge zum Gelingen des Familienzentrums leisten.

Der Träger und die Leitung achten darauf, dass das Familienzentrum ein lebendiger Teil der evangelischen Kirche wird. Dabei trägt das Familienzentrum zur Öffnung der Kirchengemeinde bei, indem Freiwillige aus

▪ **Evangelische Freiwilligenagenturen**

Die Evangelische Jugendhilfe Schweicheln hat als eine der ersten evangelischen Einrichtungen eine eigene Koordinationsstelle für Freiwilligenarbeit aufgebaut. Sie sucht für interessierte Bürgerinnen und Bürger passende Einsatzorte, sorgt für Schulung und Begleitung der Freiwilligen und den Aufbau einer Freiwilligengemeinschaft. Ebenso unterstützt sie evangelische Einrichtungen bei der Suche nach geeigneten Freiwilligen. Diese Hilfe kann auch von dem Familienzentrum der Evangelischen Jugendhilfe Schweicheln aktiv genutzt werden. Eine weitere evangelische Freiwilligenagentur gibt es zum Beispiel in Bochum-Grumme.

Kontaktadressen: www.stadtteilweb.de (Bochum) und www.ejh-sweicheln.de

unterschiedlichen Generationen, Milieus und Kulturen aktiv sind. Der Anspruch der Träger an Freiwilliges Engagement lautet, dass dieses Brücken der Integration in den Stadtteil beziehungsweise das Gemeinwesen baut und nicht die Gemeinde nach außen weiter abschließt.

▪ *Die Umsetzung*

Viele Freiwillige sind zunächst Gäste oder Besucher des Familienzentrums. Sie nehmen als Eltern, Großeltern oder Nachbarn an Angeboten des Familienzentrums teil und interessieren sich für die Arbeit. Bis zum ersten Mitmachen (Vorbereitung eines Festes, Organisation von Aktivitäten, Renovierung eines Raumes) ist es häufig nur ein kleiner Schritt, den viele Besucher gerne machen.

Hier ergeben sich häufig Anknüpfungspunkte für weitere Kooperationen zwischen den Hauptamtlichen und den Freiwilligen, sodass Menschen nach und nach in die Rolle der dauerhaften Mitarbeitenden hineinwachsen.

Ein Familienzentrum, das die Menschen nicht als Ehrenamtliche rekrutieren, sondern sie zu freiwilliger Mitarbeit einladen möchte, stellt die Offenheit für die Ideen und Erwartungen der Gäste / Besucher in den Mittelpunkt aller Begegnungen.

Zugleich werden diese Ideen ebenso wie die Ressourcen und Stärken der Gäste / Besucher systematisch abgefragt und archiviert. Viele Menschen sind gerne bereit, ihre besonderen Fähigkeiten in sozialen Einrichtungen einzubringen, wenn sie als Expertinnen und Experten angesprochen werden.

Wenn Träger und Leitung neue Ideen haben, zu deren Realisierung sie unentgeltlich Mitarbeitende benötigen, bietet sich auch die Zusammenarbeit mit Freiwilligenagenturen an. Hier kommt es darauf an, klare Erwartungen, Tätigkeitsprofile und Unterstützungsleistungen vorab zu formulieren, weil hiermit geworben werden muss.

Ein besonderes Ziel evangelischer Familienzentrumsarbeit besteht in der Aufhebung der strikten Trennung von professioneller Arbeit und Laienarbeit. Damit dies gelingt, ist eine partnerschaftliche Einbeziehung der freiwillig Mitarbeitenden in Entscheidungen und die Bereitschaft zum gegenseitigen Lernen unabdingbar. Hierfür bedarf es gemeinsamer Beratungs- und Entscheidungsgremien. Ebenso wichtig sind gemeinsame Lernprozesse, die sich zum Beispiel auf gemeinsamen Fortbildungen oder offenen Teamtage ergeben können.

Um als Familienzentrum dauerhaft zivilgesellschaftliche Impulse geben zu können, bedarf es der Entwicklung und Gestaltung von Freiräumen durch die Freiwilligen. Wenn im Familienzentrum selbst organisierte Elterngruppen oder runde Tische mit Gruppen aus dem Stadtteil tagen und offene gemeindliche und bürgerschaftliche Aktivitäten stattfinden, wird das evangelische Profil offenkundig.

Ein besonderes Ziel evangelischer Familienzentrumsarbeit besteht in der Aufhebung der strikten Trennung von professioneller Arbeit und Laienarbeit.



***Kooperation**
als gemeinsamen
Veränderungsprozess
verstehen*

*Wenn du schnell gehen willst, dann geh allein,
wenn du weit gehen willst, dann geh mit anderen.*

Afrikanisches Sprichwort

▪ *Die Herausforderung*

Das komplexe System „Familie“ fordert komplexe Dienstleistungen für die unterschiedlichen Bedarfe der einzelnen Familienmitglieder und des Gesamtsystems, für unterschiedliche Lebensphasen und unterschiedliche Belastungssituationen. Ein Zentrum für Familien kann aufgrund dessen keine „Mono-Kultur“ anbieten, kann nicht „allein gehen“, sondern muss Vielfalt anbieten. Ein solches differenziertes Programm kann nur gemeinsam mit vielfältigen Partnern wie zum Beispiel Familienbildung, Beratungsinstitutionen, Gesundheitssystemen, die alle in irgendeiner Weise mit einzelnen Familienmitgliedern und mit dem System Familie beschäftigt sind, entwickelt werden.

Dieser Prozess bedeutet eine große Herausforderung für die Kooperationsbereitschaft der einzelnen, noch weitgehend getrennt tätigen Institutionen. Die Beteiligten müssen bereit und in der Lage sein, über institutionelle Hürden hinweg (staatliche und kirchliche Trägerschaft, Regelversorgung und Spezialangebote, öffentlich geförderte und freie Anbieter) Kooperationsformen zu entwickeln, die dem gemeinsamen Auftrag, ein Zentrum für Familien im Sozialraum zu schaffen, entgegenkommen.

Für die gemeinsame Leitidee „Familienzentrum“ und das gemeinsame Konzept eines integrierten Angebotes Kooperationen zu entwickeln statt Konkurrenzen zu erhalten beziehungsweise aufzubauen, ist die große Herausforderung in diesem Prozess. Die Integration der verschiedenen Angebote für Familien setzt zum einen voraus, dass die Kindertageseinrichtung als „Stammzelle“ des Familienzentrums bereit ist, sich zu öffnen für bedarfsgerechte Zusatzangebote (zum Beispiel Eltern-Kind-Gruppen, Kurse durch die Familienbildungsstätten), für Intensivmaßnahmen (zum Beispiel heilpädagogische Einzelförderung, Elterntraining und Familienberatung durch Einrichtungen der

Erziehungshilfe) oder für medizinische Beratungsangebote von niedergelassenen Ärzten oder Gesundheitshäusern. Diese Öffnung geschieht räumlich, aber auch in der Haltung der Mitarbeitenden, indem sie die Eltern zur Wahrnehmung dieser Angebote (innerhalb und außerhalb des Familienzentrums) frühzeitig motivieren.

Zum anderen verlangt der Kooperations- und Integrationsprozess von den Kooperationspartnern die Risikobereitschaft, sich auf integrierte Arbeitsweisen einzulassen. Risiko insofern, als damit eigene Angebote „gefährdet“ werden können. Geht man von der These aus, dass frühzeitige Hilfen spätere massive Hilfeformen überflüssig machen, kann sich zum Beispiel für Einrichtungen der Erziehungshilfe die Situation ergeben, dass Familien durch Elterntrainings für sozial schwache Familien so gestärkt werden, dass sie spätere Hilfeangebote wie beispielsweise Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) nicht mehr benötigen. Langfristig gesehen können präventive Maßnahmen wie diese integrierten Angebote zum Abbau von Erziehungshilfeplätzen führen.

Für öffentliche Träger ist der Ausbau von integrativen Angeboten insofern eine Herausforderung, als sich Planungs- und Finanzierungssysteme verändern müssen.

▪ *Der Anspruch*

Der Anspruch in diesem notwendigen Kooperationsprozess von verschiedenen Institutionen (Regeleinrichtungen, pädagogische, psychologische und medizinische Spezialangebote) liegt in der Schaffung eines gemeinsamen Dritten beziehungsweise einem neuen Konstrukt, das sich Familienzentrum nennt, ohne die eigene Identität und den eigenen Auftrag aus dem Blick zu verlieren.

Das Familienzentrum sollte nicht additiv verschiedene Dienstleistungen aneinander

▪ **„Nah dran“: Arbeitshilfe zur Familienbildung in Familienzentren**

Das Paritätische Bildungswerk NRW hat gemeinsam mit der LAG Familienbildung eine umfangreiche Broschüre mit Praxistipps für die Rolle der Familienbildung in Familienzentren herausgegeben. In den drei Bereichen „Interkulturelle Kompetenz“, „Gesundheit“ und „Sprachförderung“ werden Beispiele für Kooperationen vorgestellt. Abgerundet wird die Arbeitshilfe durch die Ergebnisse einer ersten empirischen Studie des Deutschen Jugendinstituts über die Rolle der Familienbildung in Familienzentren.

Bestelladresse: www.familienbildung-in-nrw.de

reihen, sondern Voraussetzungen für integrative Strukturen und vernetzte Kooperationen schaffen. Ein solcher Grundsatz verhindert Ausgrenzung und ermöglicht Integration, schafft niederschwellige Angebote, bewirkt Prävention.

Eine gute Kooperation gelingt nur, wenn alle beteiligten Institutionen eines Sozialraums sich verantwortlich fühlen für die Familien in diesem Stadtteil und für diese gemeinsamen Zielgruppen abgestimmte Angebote entwickeln wollen. Dieser Prozess setzt voraus, dass sich das Zentrum für die jeweiligen Kooperationspartner aus dem Umfeld öffnet. Die Öffnung vollzieht sich durch gemeinsame Veranstaltungen, kooperative Angebotsentwicklungen und die gemeinsame Reflexion der Arbeit.

Gleichzeitig setzt die Entwicklung eines Familienzentrums voraus, dass die Kooperationspartner, die von „außen“ dazu kommen,

sich für eine neue Angebotsform öffnen. Sie müssen vertraute Räume und Strukturen verlassen und sich mit ihren spezifischen Angeboten in ein Regelangebot beziehungsweise in ein offenes Setting für alle Familien integrieren. Ein solcher anspruchsvoller Kooperationsprozess kann nur gelingen, wenn bei allen Beteiligten Respekt und Akzeptanz für die Leistungen der anderen vorhanden sind beziehungsweise sich im Prozess entwickeln. Alle müssen davon überzeugt sein, dass der oft aufwendige Prozess sich für alle Beteiligten lohnt und zu Verbesserungen der Angebote für die Familien des Umfeldes führt.

Neben den notwendigen kooperativen Grundhaltungen sind Strukturen und Verfahren zu schaffen, die den Prozess steuern und begleiten, wie regelmäßige Runde Tische und gemeinsame fachliche Beratungen. Das Ziel der Kooperation ist der gemeinsame Kompetenzgewinn und nicht die Ersetzung des einen Trägers durch einen anderen.

▪ *Die Umsetzung*

Damit aus Konkurrenz Kooperation entsteht, sind drei Schritte innerhalb des neuen Prozesses zu vollziehen:

- Erstens soll ein gemeinsames Thema, eine neue Vision, eine gemeinsame Zielgruppe die Zusammenarbeit verbinden. Die gemeinsame Zielgruppe ist innerhalb des Familienzentrums gegeben. Das gemeinsame Thema könnte lauten: am sozialräumlichen Bedarf orientierte, abgestimmte Angebote kooperativ zu planen.

Best Practice

Die Praxis der bereits tätigen Familienzentren zeigt, dass schon viele diesen Prozess erfolgreich gestaltet haben:

- *Zum Beispiel haben Familienbildungsstätten ihre Angebote in die Familienzentren verlegt und stimmen die Inhalte mit den Mitarbeitenden des Familienzentrums ab (gemeinsame Beobachtung der Bedarfe).*
- *Erziehungsberatungsstellen haben ihre bereits vorhandenen Angebote in Kindertagesstätten erweitert und bieten verschiedene Elterngruppen zu besonderen Erziehungsthemen an.*
- *Anbieter von Erziehungshilfe mit dem Schwerpunkt Einzelförderung oder Familienarbeit sind integrativ in Familienzentren tätig, zum Teil einzelfallbezogen, zum Teil als Gruppenangebot.*
- *Einige Familienzentren arbeiten mit Gesundheitshäusern oder Ärzten zusammen und bieten darüber hinaus Einzelsprechstunden oder Themenabende an.*
- *Die Kooperation mit Grundschulen gehörte bereits für viele Kindertageseinrichtungen zum Angebot, um den Kindern den Übergang zur Schule zu erleichtern. Hier gibt es inzwischen erweiterte Angebote, zum Beispiel Sprachunterricht für die Eltern oder Vorbereitung auf die Rolle als Eltern von Schulkindern.*

- Zweitens sollte ein dialogischer Austausch über die Ziele der gemeinsamen Arbeit und die Vernetzung stattfinden. Ein gemeinsames Ziel wäre zum Beispiel die „Stärkung der Selbsthilfekräfte der Familien“.
- Und drittens sollten gemeinsame Arbeitsergebnisse entstehen. Das wäre hier ein Familienzentrum, welches bezogen auf die Bedarfe der Familien im Sozialraum entsprechende vernetzte Angebote entwickelt.

Im Ergebnis sollte das Familienzentrum selbstverständlich über neue Beratungs- und Bildungsangebote verfügen. Zugleich aber öffnet das Familienzentrum durch die Kooperation auch die Zugänge zu Beratungs- und Bildungseinrichtungen im Stadtteil, da nicht alle Dienstleistungen im Familienzentrum selbst angeboten werden können und sollen.

Die Öffnung der Zugänge zu Beratungs- und Bildungseinrichtungen ist eine anspruchsvolle Aufgabe für die Fachkräfte des Familienzentrums. Sie müssen über Fort- und Weiterbildungen entsprechende diagnostische Kompetenzen entwickeln, um Menschen zu spezialisierten Einrichtungen erfolgreich verweisen zu können. Zudem müssen sie über besondere kommunikative Kompetenzen verfügen, um Familien in Not- und Krisensituationen erfolgreich ansprechen und für weitere Hilfen öffnen zu können. Diese Kompetenzen müssen gelernt und in reflexiven Prozessen, zum Beispiel durch Supervision und Kollegiale Beratung, weiterentwickelt werden.

Für eine gelingende Kooperation sind folgende Rahmenbedingungen erforderlich:

Finanzen

Getrennte Finanztöpfe verhindern Kooperationen. Deswegen ist langfristig darauf hinzuwirken, dass ein Familienzentrum mit einem Budget ausgestattet wird, über das die jeweils notwendigen Angebote der verschiedenen Kooperationspartner finanzierbar sind. Neue Formen der Finanzierung sind notwendig (zum Beispiel kommunale Ko-Finanzierung).

Mitarbeitende

Kooperative Zusammenarbeit mit verschiedenen beruflichen Disziplinen erfordert sowohl professionelles Selbstbewusstsein als auch Offenheit, Flexibilität und Kommunikationsfähigkeit in Bezug auf die jeweils anderen Professionen. Hier müssen Zeit und Finanzen zur Verfügung gestellt werden, damit die Mitarbeitenden sich im Hinblick auf ihre neuen Tätigkeiten und ihre veränderten Grundhaltungen und Arbeitsstrukturen entsprechend qualifizieren können. Dauerhaft ist bei der Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern ein familien- und netzwerkorientiertes Verständnis in den Mittelpunkt zu stellen. Die Kooperation mit multiprofessionellen Teams und Einrichtungen sollte dementsprechend geübt werden können.

Im Ergebnis sollte das Familienzentrum selbstverständlich über neue Beratungs- und Bildungsangebote verfügen.

Trägerstrukturen

Kooperation und Vernetzung, die über allgemeine Absprachen im Einzelfall hinausgehen, machen die Unterstützung der jeweiligen Träger notwendig und erfordern zur besseren Zusammenarbeit auch hier Offenheit für neue Strukturen und Flexibilität bezogen auf formale Abläufe. Die Familienzentren in evangelischer Trägerschaft müssen explizit dazu Stellung nehmen, wie sie mit öffentlichen Trägern und mit Trägern anderer Wohlfahrtsverbände kooperieren wollen.

Eine enge Zusammenarbeit mit einer Vielfalt von Kooperationspartnern darf nicht dazu führen, dass das eigene evangelische Leitbild aufgegeben wird. Damit dieses nicht geschieht, sind entsprechende Strukturen und Angebote für die Mitarbeitenden des Familienzentrums zu schaffen (zum Beispiel regelmäßige Klausurtagung zum Leitbild und zum evangelischen Menschenbild).



Familienzentren als Zukunftscentren evangelischer Gemeindearbeit

*Es werden noch Greise und Greisinnen auf den Plätzen
Jerusalems sitzen, den Gehstock in der Hand, weil hoch-
betagt. Und die Plätze der Stadt werden voll sein von
Jungen und Mädchen, die auf ihren Plätzen spielen.*

Sacharja 8, 4f

▪ *Die Herausforderung*

Evangelische Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen halten bereits ein differenziertes, wohnortnahes Angebot für Menschen in der Gemeinde und im Stadtteil vor. In der Regel gibt es eine Menge gemeindlicher und diakonischer Veranstaltungen, Angebote und Einrichtungen, die alle irgendwie gewachsen oder durch spontane und eher zufällige Initiativen ins Leben gerufen wurden. Oftmals stehen sie jedoch patchworkartig nebeneinander und „funktionieren“ je für sich mehr oder weniger gut. Viel zu selten gibt es verbindende oder gar vernetzte Strukturen, die eine übergreifende Gesamtkonzeption des Gemeindeaufbaus erkennen lassen, aus der heraus das Gemeindeleben gezielt gestaltet wird. Vor allem diakonische Aktivitäten fristen gelegentlich ein unbeabsichtigtes Schattendasein oder sie fühlen sich in die Selbstständigkeit entlassen und dabei oft auch allein gelassen.

Die Arbeit mit Familien in der Gemeinde darf sich nicht nur an den kirchennahen Familien orientieren, sie muss auch die Familien einbeziehen, die nicht zu den Gemeindegliedern gehören, aber im Sozialraum Gemeinde leben. Um diese Personen zu erreichen, sind gesellschaftliche Kontaktflächen nötig, die offene Räume für Begegnung, Kommunikation und Austausch bieten, in denen sich auch die Menschen wohl fühlen, die nicht zur Kirchengemeinde gehören.

Die Arbeit mit Familien in der Gemeinde darf sich nicht nur an den kirchennahen Familien orientieren.

Evangelische Kindertageseinrichtungen bieten dazu hervorragende Voraussetzungen. Sie sind „Teil der Kirchengemeinde und zugleich ein Angebot für alle Kinder und Familien im Wohnumfeld, das zum größten Teil von öffentlichen Mitteln finanziert wird“ (Wo Glaube wächst und Leben sich entfaltet, 71). Träger und Mitarbeitende werden sich dafür einsetzen, dass die Kindertageseinrichtung in dieser doppelten Funktion zugleich als offen und öffentlich und als Teil der Gemeinde erlebt und erfahren werden kann.

▪ *Der Anspruch*

Durch die Kindertageseinrichtung wird eine Vielzahl von Familien mit kleinen Kindern erreicht, die die Einrichtung über Jahre hinweg größtenteils täglich besuchen. Insbesondere bei Kindern im Elementarbereich spielt die Begleitung und die Präsenz der Familie und des sozialen Umfeldes der Kinder eine wesentliche Rolle, sodass über die Kinder sowohl die Eltern, die Geschwister, Großeltern, Freunde, Nachbarn etc. erreicht werden können. Hier liegt eine große Chance zum Aufbau und zur Gestaltung einer lebendigen Kirchengemeinde. Gerade durch die Weiterentwicklung zu Familienzentren erweitert sich der Kreis der Zielgruppen deutlich über die Kindertageseinrichtung hinaus und öffnet sich für alle Menschen in der Kirchengemeinde und im Stadtteil.

Ein wesentliches Ziel ist es, Familien bei der Erziehung ihrer Kinder und der Bewältigung ihres Familienalltags zu unterstützen. Dazu gehören die alltagspraktischen Fragen der Kinderbetreuung ebenso, wie die Fragen der Sinnstiftung und Identität. Und gerade indem Alltagsfragen und Werteebene zugleich bearbeitet werden können, entstehen tragfähige Lebenskonzepte.

In der engen Vernetzung und bedarfsorientierten Weiterentwicklung der unterschiedlichen Angebote und Aktivitäten zu einem evangelischen Familienzentrum liegt die Chance, Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen frühzeitig zu erreichen und ihnen in einem vernetzten System Begleitung und Unterstützung in den unterschiedlichsten Lebenssituationen anbieten zu können.

Durch die Vernetzung der Gemeindegarrichtungen mit den familienrelevanten Institutionen und Diensten im Stadtteil ergeben sich für die Familien Möglichkeiten, mit Gemeindegarruppen sowie mit Menschen unterschiedlicher Generationen und ihren jeweiligen Glaubens- und Lebenserfahrungen in Kontakt zu kommen.

▪ **Die Umsetzung**

Evangelische Familienzentren bieten niedrigschwellige und leicht zugängliche Möglichkeiten der Beratung, Begleitung und Mitwirkung. Sie orientieren sich dabei an den vorhandenen Bedürfnissen der Familien und berücksichtigen auch die Situation schwer erreichbarer und besonders belasteter Familien.

Evangelische Familienzentren kooperieren mit möglichst allen familienrelevanten Diensten und Institutionen innerhalb der Kirchengemeinde und des Sozialraums. Sie schaffen so ein enges soziales Netzwerk für Eltern und Kinder und unterstützen damit die Entwicklungsbedingungen von Kindern.

Evangelische Familienzentren verfolgen einen familienorientierten, systemischen Ansatz, um Familien zu stärken und zugleich zu befähigen, ihre eigenen Kräfte zu mobilisieren. Dabei wird berücksichtigt, dass zu Familien nicht nur Eltern und Kinder gehören, sondern auch die erweiterte Familie einbezogen wird (Großeltern, Verwandte, Nachbarn und Freunde).

Die Angebote und Aktivitäten der **evangelische Familienzentren** sind offen für alle Menschen und Generationen in der Kirchengemeinde und im Sozialraum, unabhängig von ihrer religiösen und weltanschaulichen Orientierung. Die Vielfalt von Kulturen und Religionen wird wahrgenommen und anerkannt. Evangelische Familienzentren bieten vielfältigen Raum für Begegnung, Kommunikation und Austausch für die Menschen

Ein wesentliches Ziel ist es, Familien bei der Erziehung ihrer Kinder und der Bewältigung ihres Familienalltags zu unterstützen.

in der Kirchengemeinde und im Sozialraum und berücksichtigen dabei, dass Ausgrenzung und Stigmatisierung vermieden werden.

Auch für **evangelische Familienzentren** gilt: „Wo evangelisch draufsteht, muss Evangelium erfahrbar sein“ (Kirche der Freiheit, 8). Nach christlichem Verständnis hat jeder Mensch, unabhängig von seinem kulturellen oder sozialen Hintergrund, als Geschöpf und Ebenbild Gottes eine unverlierbare Würde. Dies prägt auch die Arbeit in evangelischen Familienzentren, die gekennzeichnet ist durch eine Grundaufmerksamkeit für die besondere Situation jedes Kindes und jedes Erwachse-

nen. Aus christlicher Motivation heraus wollen evangelische Familienzentren Lebensperspektiven vermitteln, die geprägt sind von der Hoffnung, den Alltag bewältigen und ein Leben in Würde führen zu können.

Evangelische Familienzentren bieten gemeinsam mit den evangelischen Kirchengemeinden, den diakonischen Einrichtungen und mit ihren Kooperationspartnern den Menschen im Sozialraum der Gemeinde ein Angebot lebensnaher Begleitung und Unterstützung. Diese Begegnung mit den Menschen als Chance für die Gemeindeentwicklung zu begreifen, ist die Aufgabe der Kirchen.

Autorinnen und Autoren

Diese Broschüre wird vom „Beirat Familienzentren“ im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche von Westfalen verantwortet und herausgegeben. In dem Beirat arbeiten landeskirchliche Dienste und Einrichtungen, Fachverbände und Werke zusammen. Ihre Arbeit wird von den Referentinnen und Referenten des Diakonischen Werkes Westfalen unterstützt und begleitet.

Folgende Personen haben sich an der Texterarbeitung beteiligt:

Autorinnen und Autoren sowie beratende Mitglieder

- | | |
|--------------------------------------|--|
| <i>Dr. Sabine Ader</i> | ■ Referentin für Jugendsozialarbeit und berufliche Integration im Diakonischen Werk der EkvW, Münster |
| <i>Prof. Dr. Eva Breitenbach</i> | ■ Ev. Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum |
| <i>Renate Chelminiecki</i> | ■ Leiterin der Ev. Familienbildungsstätte in Dortmund |
| <i>Dr. Rainer Dinger</i> | ■ Landeskirchenrat, Ev. Kirche von Westfalen – Landeskirchenamt –, Bielefeld |
| <i>Joachim Erdmann</i> | ■ Geschäftsführer des Diakonischen Werkes im Kirchenkreis Steinfurt-Coesfeld-Borken, Vorstand im Fachverband Kur und Erholung |
| <i>Anne Gudjons-Römer</i> | ■ Referentin für Integration und Zuwanderung im Diakonischen Werk der EkvW, Münster |
| <i>Volker Gürke</i> | ■ Vorstandsvorsitzender des Diakonischen Werkes im Kirchenkreis Siegen e.V., Vorstand im Fachverband FJI |
| <i>Jürgen Haas</i> | ■ Referent für Männerarbeit im Institut für Kirche und Gesellschaft der EkvW, Iserlohn |
| <i>Prof. Dr. Fritz Haverkamp</i> | ■ Ev. Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum |
| <i>Maria Loheide</i> | ■ Geschäftsführerin im Geschäftsbereich Familie – Bildung – Arbeit im Diakonischen Werk der EkvW, Münster |
| <i>Prof. Dr. Hans-Martin Lübking</i> | ■ Leiter des Pädagogischen Instituts der EkvW, Schwerte |
| <i>Hans-Joachim Maier</i> | ■ Referent für Tageseinrichtungen für Kinder – Gemeinsame Erziehung und Integration im Diakonischen Werk der EkvW, Münster |
| <i>Thorsten Melchert</i> | ■ Pfarrer der Ev. Christus-Kirchengemeinde, Olfen, komm. Vorsitzender der eaf-Westfalen-Lippe |
| <i>Renate Niehaus</i> | ■ Landespfarrerin, Leitung des Diakonisches Werkes der Lippischen Landeskirche e.V., Detmold |
| <i>Friederike Potthoff</i> | ■ Leiterin des Geschäftsfeldes Erziehung und Förderung des Diakonisches Werkes im Kirchenkreis Recklinghausen e.V., Vorstand im ECKART-Fachverband |

- Sabine Prott* ■ Referentin für Tageseinrichtungen für Kinder – konzeptionelle und sozialpädagogische Grundsatzfragen im Diakonischen Werk der EkvW, Münster
- Dieter Rothardt* ■ Landesmännerpfarrer, Männerarbeit im Institut für Kirche und Gesellschaft der EKvW, Iserlohn
- Gudrun Seime* ■ Fachberaterin im Kirchenkreis Recklinghausen, Vorstand im evta-Fachverband
- Elisabeth Stamm* ■ Hauptamtliche pädagogische Mitarbeiterin der Ev. Familienbildungsstätte in Dortmund
- Dr. Remi Stork* ■ Referent für Jugendhilfe und Familienpolitik im Diakonischen Werk der EkvW, Münster
- Corinna Sühlsen* ■ Referentin für Fortbildungen im Diakonischen Werk der EkvW, Münster
- Regina Sybert-Goldstein* ■ Leitung der Familienbildung der Evangelischen Frauenhilfe in Westfalen e.V., Soest
- Ulrich Walter* ■ Referent und Fortbildner im Pädagogischen Institut, Schwerte
- Hiltrud Wegehaupt-Schlund* ■ Referentin für Erziehungshilfe im Diakonischen Werk der EkvW, Münster
- Jan Wingert* ■ Leiter der Hauptstelle für Familien- und Lebensfragen in der EKvW, Siegen

Kontakt und Rückmeldungen:

- Sabine Prott* ■ Referentin für Tageseinrichtungen für Kinder – konzeptionelle und sozialpädagogische Grundsatzfragen im Diakonischen Werk der EKvW, Münster. prott@dw-westfalen.de; Tel. 0251 / 27 09 240
- Dr. Remi Stork* ■ Referent für Jugendhilfe und Familienpolitik im Diakonischen Werk der EKvW, Münster. stork@dw-westfalen.de; Tel.: 0251 / 27 09 230



